

**Tages
Woche**

Freitag 22.8.2014 4. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

34 4001 Basel
T 061 561 61 61



DER

**Selfies sind zum Massenphänomen
geworden. Warum wir uns immer
und überall selbst ablichten.**

Seite
6

SCHUSS NACH HINTEN



Ohne Land findet nichts Stadt – auch in Basel.

ein Basel

Salome Hofer,
Grossrätin, Basel

**Kantonsfusion
prüfen: Ja**

INHALT

Anne-Marie Pfister

FOTO: NILS FISCH



Vor 40 Jahren eröffnete Anne-Marie Pfister ihren Buchladen. Die Themen haben sich seither verändert, nicht aber ihre Rolle als Brückenbauerin. Ein Interview zum Jubiläum.

Seite 14

Gesundheitsfinanzierung

FOTO: A. PREOBRAJENSKI



Basel-Stadt vergibt Kredite an Spitäler ohne Businessplan.

Seite 19

Fussball

FOTO: IMAGO



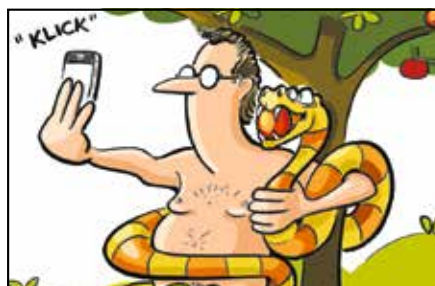
Kinder brauchen keine Schiedsrichter, um Fairplay zu lernen.

Seite 32

Kantonsfusion

Warum auch Befürworter getrost ein Nein in die Urne legen können.

Seite 22



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 23

Heini Gugelmann	S. 4
Bestattungen	S. 18
Kulturflash	S. 39
Sie, er, es	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46
Impressum	S. 43



Dani Winter
Redaktionsleiter

#Selfies: Knipsen und teilen

Es war *das* Thema der Woche auf allen Kanälen. Und ein Steilpass für unser **Wochenthema zur #Selfiekultur**, das wir – ehrlich – schon vorher geplant hatten. Erst die Enthüllungen der NZZ über die Nackt-Selfies aus dem Bundeshaus. Dann: #GeriGate. Der grüne Nationalrat Geri Müller, Stadtmann von Baden, hat via Whatsapp Nacktfotos an eine Chatpartnerin geschickt. Da erzählt man seinen Kindern, sie sollen aufpassen, was sie im Internet von sich preisgeben, klärt sie über die Gefahren von «Sexting» auf – und gestandene Volksvertreter laufen vor den Augen der Öffentlichkeit rein.

Beim Essen, am Strand, vor dem Spiegel: Was bringt uns dazu, uns bei jeder Gelegenheit selbst abzulichten und uns in jeder möglichen bis unmöglichen Pose in der Öffentlichkeit zu präsentieren? Narzissmus und krampfhafter Zwang zur Selbstdarstellung allein reichen nicht aus, die Zeiterscheinung zu erklären. Redaktor Matthias Oppliger ist dem Phänomen «Selfie» auf den Grund gegangen und hat mit Fachleuten wie **dem Medienpädagogen und Buchautor Philippe Wampfler** und dem Kommunikationsberater Daniel Graf gesprochen.

Zentrale Erkenntnis: Selfies machen wir, um sie mit anderen zu teilen. Bei allen problematischen Auswüchsen, die sie zeitigen können, sind Selfies also erst einmal eine Form von Kommunikation. Oder, wie Philippe Wampfler es ausdrückt: «Selfies sind Smalltalk in Bildform.»

Matthias Oppligers Text ist keine abschliessende Betrachtung. Er soll vielmehr die Auseinandersetzung mit diesem spannenden Thema anstossen. Zu diesem Zweck schaltet Oppliger seinen **Text im Internet** zum Kommentieren frei. Natürlich können Sie Ihre Meinung und Ideen zum Thema auch mit der Kommentarfunktion auf unserer Website einbringen. Die Ergebnisse sollen in einen Nachfolge-Artikel zum Thema einfließen. Wir sind gespannt auf Ihren Input! tageswoche.ch/+gyup5 x

Wochenthema, S. 6



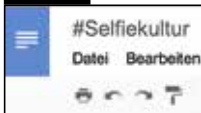
Plaudern in Bildern,
tageswoche.ch/+0aw5t

Interview, S. 10



«Selfies sind Ausdruck der Selbstbestimmung»,
tageswoche.ch/+h6jf9

Online



Der Artikel als offenes Google-Dokument:
bit.ly/tawoselfie

Heini Gugelmann

von Matteo Baldi

Heini Gugelmann gehört in die Manege. Gut, dass der Direktor und Dompteur des «Circus Maus» seine eigene hat.

Dem klassischen Zirkus mit Tieren stehen schwere Zeiten bevor. Immer mehr Länder reglementieren die Dressurarbeit stark. Bei vielen Zirkussen sind die Tiere aber die Hauptattraktion, weshalb die neuen, restriktiven Gesetze zu einem stetigen Rückgang der Tierzirkusse in Europa geführt haben. Der Druck der Tierschützer steigt auch in der Schweiz. Zirkusdirektor Heini Gugelmann braucht sich um die Zukunft seines «Circus Maus», den er seit 42 Jahren leitet, aber keine Sorgen zu machen.

Seine Artisten sind allesamt domestiziert. Im Gegensatz zur Haltung von Wildtieren stellt das Trainieren von Hunden, Katzen, Ratten und anderen Kleintieren noch kein öffentliches Problem dar. Gugelmann, der für alle einfach nur der Heini ist, tritt mit seinen rund 30 Tieren im Auftrag bezahlender Kunden auf. Nebenbei auch immer wieder in Filmen und in Werbespots. Akteure wie die Hündin Sina, das Pony Holiday oder Kater Fritz, führen dann die Kunststücke vor, die ihnen der diplomierte Tierpfleger beigebracht hat. In seiner Show «Haustierrevue» legen 25 Kleintiere abwechslungsreiche Darbietungen aufs Parkett, oder Ziegen und Hühner hüpfen in «Der kleine Bauernhof» umher, wie es ihnen die Natur beigebracht hat. «Journalisten wollen immer wissen, ob ich davon leben kann», sagt Heini, «dabei gibt es den Zirkus schon seit 1972.»

Heini wohnt, als wolle er die glorreichen Zeiten des klassischen Zirkus konservieren.

Mit seinen Tieren wohnt Heini auf dem Kleinblauen hinter einem Bauernhof. Es macht den Anschein, als wolle er hier die glorreichen Jahre des klassischen Zirkus im Kleinformat konservieren. Trotz festem Wohnsitz lebt er in einem Wohnwagen, umgeben von Tieren, ihren Gehegen, Zirkusrequisiten und einem Probezelt. Die Verwitterung und der grüne Daumen des 67-Jährigen für exotische Pflanzen verleihen dem Grundstück zusätzlich noch etwas Jurassic-Park-Flair.



Heini Gugelmann weiss sich nach über 40 Jahren im Zirkusgeschäft zu inszenieren.

FOTO: LUCA SCHAFFER

Heini stammt nicht aus einer Zirkusfamilie. Dennoch strahlt er diese Präsenz aus, die sonst die Traumverkäufer aus den Artistenfamilien haben. «Ich mag es unkonventionell», sagt Heini. Das sieht man ihm gleich an: Er trägt auch mit über 60 Jahren Röhrenjeans und Nietengürtel. «Man muss immer wissen, bis wohin man zu weit gehen kann!», zitiert er den französischen Schriftsteller Jean Cocteau in seiner Broschüre. Das nimmt er sich auch beim Erzählen zu Herzen: Der Kaffee mit ihm nach dem Mittagessen dauert über zwei Stunden.

Heini erzählt eine Promi-Anekdote nach der anderen. Zeit, um Fragen zu stellen, lässt er dabei nur selten. Direktor ist er nicht nur im Zelt. Was bei anderen unsympathisch wäre, stört bei ihm nicht. Er kennt die Kunst der guten Unterhaltung: einschlagende Ge-

schichten. Zum Beispiel als er Christoph Blocher und der Ems Chemie eine Absage erteilte, da sie vehement versuchten, die Gage runterzuhandeln. Oder als ein Sekretär des deutschen alt Bundeskanzlers Helmut Kohl die Basler Beiz «Zem alte Schluch» anrief, weil es sich herumgesprochen hatte, dass er da gut zu erreichen sei.

Die ersten Schritte in der Zirkuswelt machte Heini gleich mit Grosskatzen. Er absolvierte nach einer Landwirtschaftslehre die Kunstschule in Basel und heuerte dann als Raubkatzenpfleger an. Nach ersten Erfahrungen mit den Tieren wanderte er nach Amerika aus, wo er zum Dompteur wurde. Heini gefiel die Zeit in Kalifornien, es störte ihn aber, dass die Raubkatzen damals keinen Auslauf hatten.

Als er in die Schweiz zurückkam, wollte er es seinen Tieren gemütlicher machen. Im

August 1980 jedoch gewährte er einer Löwin während einer Vorstellung in Basel ein wenig zu viel Auslauf: Sie büxte aus und machte sich auf eine selbstständige Tour durch die Stadt, von welcher sie ohne Zwischenfälle zurückkehrte. Er lacht herzlich, als er das Foto zeigt, auf dem er die alarmierten Polizisten gerade überredet, ihn die Vorstellung trotz aller Bedenken beenden zu lassen.

Heini ist «nicht un stolz» auf sein unkonventionelles Leben. Und so soll es auch bleiben. Ans Aufhören denkt er noch nicht. «Die werden dich fressen», habe sein Vater gesagt, als er von den Dompteur-Plänen erfuhr. Die Tiger und Löwen hat Heini überlebt. Ein entsprechendes Ableben durch seine Hasen, Katzen und Hunde wäre zwar grausamer, glücklicherweise aber auch umso unwahrscheinlicher.

tageswoche.ch/+yoqv2

×

Schnell geknipst und gleich geteilt – Selfies erlauben Selbstdarstellung in Echtzeit. Junge und auch Ältere suchen damit Aufmerksamkeit und Anerkennung. Was macht das mit uns?

PLAUDERN

IN BILDERN

Online



«Die Landkarte der Blinden»: wie wir mit jedem Bild ein Stück Erinnerung verlieren.
tageswoche.ch/+qhnp4/

Online



Das Projekt «MedienFalle» lehrt Schüler einen vernünftigen Umgang mit Medien
tageswoche.ch/+zjh4t

Von Matthias Oppliger

Kürzlich fand ich in meinem Keller einen Stapel Selfies. Versteckt in einem ausgebeulten Portemonnaie, mit Eselsohren und seltsamen braunen Flecken. Zwar sind die Leute darauf nicht nackt, etwas peinlich berührt war ich dennoch. So cool, wie sie sich damals als 14-Jähriger anfühlte, ist die Pose mit der grossen Sonnenbrille eigentlich gar nicht.

Wo heute das Smartphone ausreicht, rannten wir noch zur Unterführung im Bahnhof SBB. Zum Fotoautomaten, der für einen Franken und nach beträchtlicher Wartezeit vier nach faulen Eiern stinkende

Bilder ausspuckte. Die Höhe des Stapels mit Bildern von Kolleginnen und Kollegen war ein guter Indikator für den sozialen Status. Wir nannten die Fotos jedoch nicht «Selfies», sondern «Passföteli».

Heute aber ist das Selfie – ein meist digital verbreitetes Selbstporträt – im Mainstream angekommen. Der auf Augenhöhe ausgestreckte Arm mit unnatürlich angewinkeltem Handgelenk ist die Ikone unserer Zeit. Als anekdotischer Beleg eine Auswahl medialer Ereignisse der letzten Tage und Wochen:

Eine Bundeshaus-Sekretärin betätigt sich nebenbei als Amateur-Pornodarstellerin.

Dabei verschickte sie auch Nacktselfies von ihrem Arbeitsplatz. #selfiegate

Ein polnisches Ehepaar stürzt beim Selfie-Knippen vor den Augen seiner Kinder in den Tod.

4/7 des Basler Regierungsrates verschicken über Twitter ein Selfie, das sie beim Besuch einer Pferdezüchterausstellung im Jura zeigt.

Der grüne Nationalrat und Badener Stadtammann Geri Müller (AG) unterhält mit einer Frau einen privaten, erotischen Chat. Dabei wechseln auch Nacktselfies die Seiten. Das Ganze gipfelt in einem Medienkandal. #gerigate

Ein britischer Tierfotograf will sich derzeit vor Gericht die Urheberrechte an einer Reihe von Fotos erstreiten. Die Bilder wurden zwar mit seiner Kamera gemacht, den Auslöser für die Affenporträts hat jedoch der Affe selbst gedrückt. #monkeyselfie

Als Reaktion auf einen polemischen Artikel zum Thema Stillen in der Öffentlichkeit lancierte ein Basler Geschäft für Kinderbedarf eine Selfie-Kampagne. Mütter sollen sich beim Stillen selbst fotografieren und das Bild auf Facebook teilen.

Die hiesigen Medienhäuser verschreiben sich also gleich seitenweise dem Selfie. Mit der Vorsilbe «Nackt-» hat es eine vermeintliche Brisanz und mit Geri Müller zuletzt gar eine behauptete politische Relevanz bekommen. So taucht das Selfie plötzlich auf dem Wahrnehmungsradar der Medienhäuser auf. Im voyeuristischen Sensationsmodus bleibt der Blick jedoch unscharf.

Bilder: das Mass aller Dinge?

Wirklich interessant sind nicht blamable Einsichten in das Sexualleben eines Politikers. Interessant ist die Tatsache, wie selbstverständlich es inzwischen offenbar geworden ist, von sich selber Bilder anzufertigen und diese über soziale Medien mit der Öffentlichkeit oder ausgesuchten Empfängern zu teilen. So selbstverständlich, dass sogar ein gestandener Medienprofi wie Geri Müller sich sehenden Auges zum Austausch intimer Bilder hinreissen lässt und damit seine ganze Karriere aufs Spiel setzt.

Wie kam es zu diesem bemerkenswerten Aufstieg der ungelentken Selbstbildnisse? Wie ist das Selfie zur gängigen kulturellen Praxis unserer Kommunikationsgesellschaft geworden? Ist das unablässige Anfertigen von Selbstporträts Ausdruck eines überhöhten Selbstbewusstseins? Oder offenbart es ein Streben nach Anerkennung? Was bedeutet es, wenn das Fotografieren



zum Reflex wird? Sind Bilder das Mass aller Dinge geworden?

Wie viele Entwicklungen, die zum Trend mutieren, fand auch das Selfie zuerst unter Jugendlichen Verbreitung. Popstars wie Justin Bieber und Rihanna begannen damit, die Welt über soziale Medien wie Twitter und Instagram mit Bildern zu versorgen. Ein neues Tattoo? Ein neues Hünd-



chen? Die wilde Party auf einer Jacht? Plötzlich nahmen die Fans in noch nie dagewesenem Ausmass am Leben ihrer Idole teil. Was sie sahen, wirkte authentisch und natürlich. Vom Konsumieren solcher Bilder bis zum Selbermachen war es ein kurzer Weg. Auf Twitter und Instagram kann jeder Bilder hochladen, egal ob Promi oder nicht.

In Basel gibt es die «MedienFalle». Der Verein führt mit Schulklassen, Unternehmen und anderen Organisationen medienpädagogische Workshops durch. Die zunehmende Vernetzung über soziale Medien birgt Risiken, namentlich für die Privatsphäre. Deshalb versuchen die Medienpädagogen, die Teilnehmer in ihren Kursen diesbezüglich zu sensibilisieren. Natürlich sind dort auch Selfies ein ständiges Thema.

«Sharing» schafft eine Form von Nähe, die reale Begegnungen nicht ersetzt, aber die Zeit dazwischen überbrückt.

Attila Gaspar, der Geschäftsführer der «MedienFalle», weiss, weshalb gerade Jugendliche sich so gerne selbst fotografieren. «Mit einem Selfie kann man sich ausprobieren, verschiedene Looks testen und in Rollen schlüpfen.» Das sei interessant, weil die Jugendlichen in diesem Alter dabei seien, ihre soziale und gesellschaftliche Identität zu finden. Bei diesem Ausprobieren kann es natürlich auch zu Missgeschicken kommen. Zum Beispiel dann, wenn sich die Jugendlichen nicht bewusst sind, wie öffentlich ihre Bilder tatsächlich sind. Nina Halpern, eine Kollegin von Gaspar, erinnert sich etwa an ein Mädchen. «Wir fanden auf Facebook von ihr Hunderte von Fotos, viele davon in erotischen Posen. Da war sie ziemlich überrascht.»

Doch Selfies seien nicht nur als Selbstbildnisse zu verstehen, sagt Gaspar. «Indem die Jugendlichen das Selfie hochladen, auf Instagram oder in den Klassenchat auf Whatsapp, wollen sie auch Reaktionen provozieren.» Ein solches Foto ist also auch

Aufforderung und Einladung zur weiteren Kommunikation. Das kann eine Bewertung sein, ein Kompliment oder sonst ein Signal der Kenntnisnahme. Damit erhält das Selfie den Charakter einer Nachricht. Wie der Status auf Facebook soll er den Empfängern einen Eindruck davon vermitteln, wie es der Absenderin geht, was sie beschäftigt und welche Schuhe sie trägt. Vielleicht kommt dann ein Bild zurück: Du bist in den Bergen am Wandern? Ich sitze grad mit meinem Bruder am See!

Teilen führt zu Anteilnahme

Die Reaktion ist auch Bestätigung: Du denkst an mich? Ich denke an dich! Medienpädagogin Philippe Wampfler betont im Interview (Seite 10) eben diese soziale Dimension: «Selfies sind Smalltalk in Bild-



form. Sie dienen dazu, Beziehungen aufrechtzuerhalten und zu festigen.»

Smalltalk? Das ist ein sozialer Akt, den nun beileibe nicht nur Jugendliche praktizieren. Wenn Selfies das bildgewordene Geplauder sind, ist es wenig erstaunlich, dass auch Erwachsene davon Gebrauch machen. Ich lasse meine Freundin wissen, wenn ich beim Wandern eine besonders schöne Ecke gefunden habe, und teile den Anblick mit ihr. Die Einladung zu einem Drink am Rhein fand ihren Weg auf meinen Handydisplay auch schon als Foto eines bunten Getränkes.

Manchmal reicht ein Bild als Botschaft aus. Manchmal wird eine Beschreibung der beschriebenen Sache nicht gerecht. Manchmal lässt sich eine Situation nur schwer in Worte fassen.

Verlieren wir in einer bildgesättigten Welt die Fähigkeit und die Lust, uns schriftlich auszudrücken? Kulturpessimismus ist konservativ und langweilig, denn er verneint aktuelle Entwicklungen und verwechselt Stagnation mit Stabilität. Viel interessanter ist die Sichtweise, dass sich unser Kommunikationsrepertoire ständig erweitert. Das Fotografieren liegt heute so nah, dass wir es einsetzen, wo uns Sprache nicht das geeignetste Medium zu sein scheint.

Die Technik treibt die Entwicklung voran. Und umgekehrt. Immer nahtloser können wir Bilder produzieren und mit der Welt teilen. Musste man früher noch mühsam den Bildchip aus der Digitalkamera klaben, um die Bilder via Computer ins Internet zu stellen, findet dies heute alles auf demselben Gerät statt. Ich kann direkt



Selfies demonstriert, geht seinen Empfängern auf die Nerven. Und führt die soziale Funktion der Bilder ins Absurde.

Eine Weiterentwicklung dieses Teilens bedeutet es, wenn Bilder mit den sogenannten Hashtags versehen werden. Diese Schlagworte, erkennbar am «#», ergänzen die Schnappschüsse um eine sprachliche Ebene. Und stellen wiederum eine Form der Vernetzung dar. Wer beispielsweise auf Instagram nach #selfie sucht, findet unzählige solche Fotos.

Fotos aus der Umkleidekabine

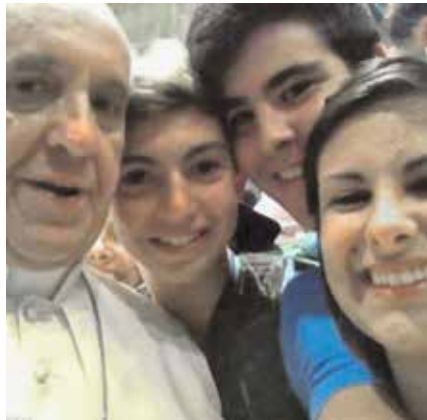
Wird eine kulturelle Praxis zum Massenphänomen, ist die Werbung nicht weit. In vielen Kleiderläden prangt auf den Spiegeln in den Umkleidekabinen ein Schriftzug, der die Kunden auffordert, ein Selfie ihres neuesten Outfits aufzunehmen und online zu veröffentlichen.

NGOs wollen Menschen dafür gewinnen, mit ihrem Gesicht für eine Sache einzustehen. Das funktioniert manchmal – auf Instagram wimmelt es von #shoeselfies, besonders Nike-Träger scheinen ihre Schuhe gerne rumzuzeigen –, meist jedoch nicht. Wer findet schon, dass er in einer Umkleidekabine besonders vorteilhaft aussieht?

Zudem läuft eine solche Aufforderung zum Selfie-Schiessen der ursprünglichen Idee entgegen, selbstbestimmt ein Bild von sich selber zu produzieren. Der Schuss kann sogar nach hinten losgehen. So wollte das New York Police Department unter dem Hashtag #myNYPD Bilder von zufriedenen Bürgern mit ihrem Freund und Helfer in Blau sammeln. Was tatsächlich geschah, war, dass die Leute auf Twitter Bilder von Polizeigewalt mit diesem Schlagwort versahen.

Erfolgreicher, da vermehrt auf der Strasse anzutreffen, ist ein anderer Versuch, Selfies zu monetarisieren: der «Selfie-Stick». Eine Art Handstativ, in das man sein Handy einspannen kann. So gelingen Selfies noch besser, versprechen die Hersteller. Und dank grösserer Entfernung passen mehr Menschen aufs Bild. Der Stick verstärkt also – wenn man so will – den sozialen Charakter der Selfies. Ob es allerdings tatsächlich wesentlich attraktiver ist, wenn statt dem Arm eine Metallstange ins Selbstporträt ragt? Der Authentizität ist es jedenfalls abträglich.

Und genau eben das will ein Selfie an sich sein – authentisch.
tageswoche.ch/+0aw5t ×



aus der Twitter-App auf die Handykamera zugreifen, und nach dem Auslösen trennt mich lediglich eine Taste auf dem Touchscreen davon, das Bild mit der ganzen Welt zu teilen.

«Culture of sharing» nennt Daniel Graf dieses Bedürfnis, individuelle Erlebnisse und Beobachtungen mit seinen Freunden zu teilen. Der Kommunikationsberater ist auf Kampagnen in den sozialen Medien spezialisiert. Ausserdem doziert er an verschiedenen Hochschulen zu diesem Thema. «Spannend an Selfies ist der Instant-Charakter. Im Moment, in dem ich etwas sehe, kann ich es teilen», sagt Graf.

Teilen führt zu einer Anteilnahme, wenn es innerhalb einer Gruppe von Interessierten geschieht. Es entsteht eine Form von Nähe, die reale Begegnungen nicht ersetzt, aber die Zeit dazwischen überbrückt. Eine Echtzeit-Verbindung, die intakt bleibt, unabhängig von räumlicher Distanz.

Imagearbeit von Narzissten

Über die Selfiekultur kann nicht gesprochen werden, ohne den Aspekt des Teilens zu berücksichtigen und die Erwartung, die dabei mitschwingt. Natürlich will man sich selbst in einem möglichst guten Licht präsentieren. Wer jedoch unablässig Selbstbildnisse in die Welt hinaus versendet und auf wohlwollende Bemerkungen zum neuen Haarschnitt wartet, verfolgt narzisstische Motive oder arbeitet krampfhaft an einem bestimmten Image. Wer Weltgewandtheit mit kitschigen Sonnenuntergangsbildern und Flughafen-Wartezonen-



Der Medienpädagoge Philippe Wampfler erklärt, welche Bedeutung digitale Selbstporträts für Jugendliche haben und was seine Schüler vom Fall Geri Müller halten.

«Selfies sind ein Ausdruck der Selbstbestimmung»

von Matthias Opliger

Die Affäre um den grünen Nationalrat Geri Müller (AG) hat uns wieder einmal vor Augen geführt, wie schlecht sich die Privatsphäre in Zeiten der totalen digitalen Vernetzung schützen lässt. Gleichzeitig werden täglich Millionen Fotos in die Weiten des Internets hochgeladen. Namentlich in den sozialen Medien wie Facebook, Instagram, Twitter und Whatsapp kursieren viele Terabyte an privaten Bildern. Auch wenn insbesondere Jugendliche diese neuen Medien intensiv nutzen, bewegen wir uns alle in diesem Spannungsfeld.

Wir sprachen mit dem Medienpädagogen Philippe Wampfler über das Phänomen Selfie und über die Verletzlichkeit der Privatsphäre. Ausserdem wollten wir wissen, wie es um die Medienkompetenz der «digital natives» steht, der modernen Jugendlichen also, die mit den neuen Medien aufgewachsen sind.

Wampfler ist Mittelschullehrer an der Kantonsschule in Wettingen und hat soeben sein zweites Buch zu den Themen Jugend und soziale Medien publiziert («Generation Social Media»).



In eigenen Bildern: Die Fotos hier präsentieren Philippe Wampfler, wie er sich selber zeigt.

Herr Wampfler, als Medienpädagoge arbeiten Sie hauptsächlich mit Jugendlichen, geben jedoch auch Workshops für Erwachsene. Gibt es im Umgang mit den sozialen Medien etwas, was beide Altersgruppen gleichermaßen beschäftigt?

Angesichts der immer stärkeren Vernetzung verspüren viele ein diffuses Unbehagen. Sie befürchten den Kontrollverlust.

Und wo liegen die Unterschiede?

Eltern wünschen sich oft eine Anleitung, wie sie ihre Kinder vor Gefahren am besten schützen können. Dieser Wunsch ist schwierig zu erfüllen. Denn die sozialen Medien sind einer der letzten Freiräume, wo Jugendliche sich noch ausserhalb der Kontrolle von Erwachsenen bewegen können. Sie wollen selbstständig ausprobieren können.

Mit ihren diffusen Ängsten schränken Eltern also die Freiräume der Kinder ein.

Wenn sie etwa darauf bestehen, die Chatprotokolle zu lesen, dann schränken sie aus Angst um die Privatsphäre ihrer Kinder genau diese ein. Es ist paradox. Viel besser wäre es, den Kindern eine Pri-



vatsphäre im Netz zu erlauben, und sie dabei zu begleiten, wie diese geschützt werden kann.

Wie wichtig ist da das Thema Selfies in Ihren Workshops und im Medienkunde-Unterricht?

Aus der Sicht der Eltern sind Selfies eher etwas Belustigendes, Befremdliches. Bei den Jungen wiederum hängt es davon ab, in welcher Gruppe sie sich bewegen und welchen sozialen Status sie innehaben. Die meisten Mittelschüler etwa nutzen Selfies schon fast ironisch. Sie machen es zwar, meinen es jedoch nicht wirklich ernst. An meiner Schule hat es ein Mädchen, das sich sehr sorgfältig kleidet und auffällige Frisuren trägt. Kürzlich hat sie mir erzählt, wie enttäuscht sie sei, dass in der Schule kaum jemand auf ihr Aussehen reagiere. Auf Instagram ist es oft einfacher, Komplimente einzuholen. Schon alleine deshalb, weil man sich dort oft in einem Kreis bewegt, der die gleichen Interessen teilt und im Falle dieses Mädchens ebenfalls ein modisches Bewusstsein hat. Selfies dienen also auch dazu, etwas Bestimmtes darzustellen. Eine Rolle zu festigen und ein Image zu pflegen.

«Die meisten Mittelschüler nutzen Selfies schon fast ironisch. Sie machen es, meinen es aber nicht wirklich ernst.»

Ob Selfies wichtig sind, hängt davon ab, in welcher Gruppe sich ein Jugendlicher bewegt. Was heisst das konkret?

An gewissen Zürcher Sekundarschulen gibt es kleine Instagram-Stars, also Schüler,

die über 1000 Follower haben und die ihre Fotos mit einem künstlerischen Anspruch gestalten. So etwas hat natürlich eine grosse Ausstrahlung. Das heisst, in diesem Umfeld werden auch andere Jugendliche mehr und professionellere Selfies produzieren. Denn sie sehen, dass sich dadurch sozialer Status gewinnen lässt. In gewissen Mittelschulen werden dann genau diese Instagram-Kanäle mit Belustigung betrachtet. Diese Schüler betrachten eine solche Selbstdarstellung mit Geringschätzung und machen sich darüber lustig.

«Selfies stellen eine Art Tagebucheintrag dar. So wie wir früher stapelweise Passfotos mit uns herumtrugen.»

Was dann dazu führt, dass diese Schüler selbst «ironische» Selfies machen, als eine Art Unterschichtszitat?

So wie sie auch manchmal gebrochenes Deutsch oder einen Balkan-Dialekt sprechen. Indem sie diese Dinge imitieren, distanzieren sie sich davon.

Gibt es denn einen Zusammenhang von Bildungsstand und der Motivation, sich mit Selfies selbst zu inszenieren?

Es hängt eher mit dem Selbstbewusstsein zusammen. Ist es noch nicht gefestigt, sind Selfies eine Möglichkeit, Anerkennung zu erlangen. Selfies haben jedoch auch noch eine andere Dimension. Sie stellen eine Art Tagebucheintrag dar. «Ich habe



das erlebt. Ich war dort. Ich habe jene Personen angetroffen. Das sind meine besten Freunde.» So wie wir früher stapelweise Passfotos mit uns herumtrugen. Und schliesslich sind Selfies Ausdruck der Selbstbestimmung. Dadurch, dass man sich selbst fotografiert, hat man die Kontrolle darüber, wie man öffentlich wahrgenommen wird.

Kennen Sie auch Jugendliche, die sehr gezielt und bewusst an ihrem Auftritt im Netz arbeiten und sich somit ein Image schaffen?

Das gibt es mit Sicherheit. Ein Junge, der Rapper ist, will diesen Lifestyle auf den sozialen Medien repräsentieren. Oder



ein Mädchen, das Model werden will, wird sich in verschiedenen Outfits fotografieren. Mit den Selfies können sich Jugendliche schrittweise an ein ideales Bild herantasten, das sie gerne verkörpern würden.

Nervt es Ihre Schüler, wenn jetzt auch ihre Mütter Selfies machen?

Ja, sie finden es natürlich peinlich. Genau so, wie wenn die Mutter in den gleichen Jeans rumläuft wie ihre Tochter. Aber Jugendliche haben die Kunstform weiterentwickelt. Es geht längst nicht mehr nur darum, ein Bild von sich selber zu machen. Da wird mit Photoshop gearbeitet, die Form gesprengt, werden Schlagworte gesetzt. Diese ausgefeilten Techniken beherrschen die Eltern natürlich nicht. Sie imitieren bloss.

Auch Werber wollen sich die Selfies zunutze machen. Wenn beispielsweise in Kleiderläden in der Garderobe die Aufforderung steht, sich in den neuen Kleidern selbst zu fotografieren.

Sprechen Jugendliche auf so etwas an?

Solche Werbekampagnen werden regelmässig zum Flop. Denn die Intention der Jugendlichen, selbstbestimmt Fotos zu machen, verträgt sich schlecht mit der Bevormundung durch eine Kleidermarke oder ein anderes Unternehmen.

Letztes Wochenende ist eine Geschichte ins Rollen gekommen um den grünen Nationalrat Geri Müller und Nacktselfies, die er verschickt haben soll. Lassen Sie solche Themen in Ihren medienpädagogischen Unterricht einfließen?

Klar. Ich bespreche solche Fälle oft mit meinen Schülern und lasse sie ihre eigenen Medienpraktiken damit abgleichen.

Was ist die erste Reaktion Ihrer Schüler, wenn Sie solche Fälle ansprechen?

Ein Befremden. Viele können es überhaupt nicht verstehen, wie man sich so nackt präsentieren kann. Sie sagen, «so etwas würde ich nie tun». Das Besondere an diesem konkreten Fall ist, dass viele meiner Schüler Geri Müllers Kinder kennen. Deshalb finden sie es doppelt beschämend. Müller hat aus ihrer Sicht seine Rolle als Vorbild nicht wahrgenommen. Das Thema Sexting betrifft wohl nicht allzu viele Jugendliche. Nach meiner Einschätzung leben zwischen zehn und zwanzig Prozent der sexuell aktiven Jugendlichen ihre Sexualität auch medial aus. Das müssen jedoch nicht unbedingt Nacktbilder sein. Es können auch einfach erotische Bilder an den Freund oder die Freundin sein, als eine Art «Gutenachtgruss».

Kann ein Fall Geri Müller die Jugendlichen wachrütteln, indem sie dadurch der Risiken gewahr werden?

Ja, vor allem wenn sie sehen, wie Bilder aus einem privaten Zusammenhang an die Öffentlichkeit gebracht werden. Das betrifft unter dem Stichwort «revenge porn» vor allem erotische Bilder, die nach dem Ende einer Liebesbeziehung auf einschlägigen Webseiten veröffentlicht oder im Bekanntenkreis herumgereicht werden.

Wie bewusst sind sich ihre Schüler der Verletzlichkeit ihrer Privatsphäre?

Dieses Bewusstsein haben immer noch zu wenige Jugendliche, aber es werden immer mehr. Gerade auch dank Fällen wie Geri Müller. Das Problem ist, dass die Jugendlichen immer früher mit sozialen Medien und Smartphones in Berührung kommen. Sie müssen den Umgang mit dieser Technologie erst noch lernen. Gleichzeitig fangen sie damit an, ihre Sexualität zu entwickeln. Das heisst, sie sind oft doppelt unbedarft, medial und sexuell. Dass es so zu missglückten Erfahrungen kommen kann, ist wenig erstaunlich.

«In den Augen meiner Schüler hat Geri Müller seine Rolle als Vorbild nicht wahrgenommen.»

Es gibt Leute, die finden, dass uns ein Fall Geri Müller gar nichts angeht. Wie beurteilen das Ihre Schüler?

Sie erleben das meist als eine Grenzüberschreitung. Die meisten Jugendlichen wollen nicht, dass ihre Selfies ausserhalb der intendierten Öffentlichkeit wahrgenommen werden. So treten sie beispielsweise auf Instagram oft unter Pseudonym auf, weil sie unter keinen Umständen wollen, dass Eltern und Lehrer sehen, wie sie sich dort präsentieren. Das Bewusstsein darum, dass jeder Anrecht hat auf Privatsphäre, ist sehr gross. Gerade weil sie natürlich wissen, dass ihnen das Gleiche passieren könnte. Sie differenzieren jedoch durchaus, bei Geri Müller zum Beispiel sehen viele ein berechtigtes öffentliches Interesse.

tageswoche.ch/+h6jfo

×



Die Schweiz bemüht oft das Prinzip der Neutralität. Dabei geht es in der Frage eines wirtschaftlichen Boykotts gegen Russland um materielle Interessen.

Der Salat mit den Sanktionen

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

EU-Agrarprodukte finden ihren Weg über die Schweiz nach Russland: Salaternte in Mecklenburg-Vorpommern.

FOTO: KEYSTONE



von Georg Kreis

Die von den USA und der EU gegen Russland verhängten Wirtschaftssanktionen stellen die Schweiz vor Probleme: Mitmachen ja oder nein? Und wenn ja, wie und in welchem Mass? Zur Diskussion stehen dabei die Bedeutung von Sanktionen an sich sowie die Eigenständigkeit der Schweiz an sich. Statt Eigenständigkeit der Schweiz könnte man die geschätzten und darum gerne verwendeten Begriffe von Souveränität und Neutralität einsetzen.

Es gibt viele Argumente gegen Sanktionen: Ein Hauptargument sieht darin eine nutzlose Störung des normalen Gangs der transnationalen Geschäfte. Das angestrebte Ziel würde verfehlt, und auf der eigenen Seite würde nur Schaden angerichtet. Über die Wirkungslosigkeit solcher Sanktionen gehen auch die wissenschaftlichen – und darum unvoreingenommenen? – Meinungen auseinander.

Gängig ist die Meinung, dass Sanktionen immer die Falschen, das heisst die schwache Bevölkerung und nicht die mächtige Elite treffen, zugleich aber die avisierte Gesellschaft schicksalhaft stärker zusammenschweissen würden. Ein weiterer Einwand setzt bei der höchst beschränkten Durchführbarkeit an; er hält «eigene» Opfer für widersinnig, wenn andere nicht mitziehen und dabei gute Geschäfte machen.

Im Falle der Schweiz kommen zwei weitere Vorbehalte hinzu: Erstens die stark verankerte Meinung, dass man doch neutral sei, sich nicht in «fremde Händel» mischen und sich für gute Vermittlungsdienste bereithalten soll. Zweites gibt es die auf erzdemokratischen Vorstellungen beruhende Meinung, dass der Bundesrat nicht zu bestimmen habe, was man unter Berufung auf die hochgelobte Gewerbefreiheit als privater Akteur tun oder lassen soll. Etwas anderes sind die von Privaten propagierten Boykotte wie früher etwa gegen Apartheid-Südafrika.

Erzwungene Solidarität

Auf der anderen Seite lassen sich doch einige gute Gründe für den Einsatz einer kollektiven Verweigerungshaltung anführen. Für Boykotte also, deren Bezeichnung auf die 1880er-Jahre zurückgeht und ihren Ursprung in einer organisierten irischen Verweigerungsaktion von schwachen Bauernpächtern gegen einen mächtigen Grossgrundbesitzer – eben mit Namen Mr. Boycott – hat. Sanktionen können auch ein Mittel der Mittellosen sein.

Sanktionen sind aber auch ein Mittel in den Händen von ohnehin Mächtigen. Diese versuchen, mit ihrer Übermacht die «Solidarität» zu erzwingen, die für eine erfolgreiche Durchführung nötig ist.

Die USA, die in der Gestaltung ihrer Aussenbeziehungen schnell zur Embargo-Keule greifen, etablierten 1996 mit der an sich gegen Kuba gerichteten Helms-Burton Act eine Regelung, die sich bedenkenlos über das internationale Recht hinwegsetzt, indem sie Gültigkeit auch für Handelsbezie-

hungen von Drittstaaten beansprucht. Ähnliches hat die Schweiz übrigens bereits im Zweiten Weltkrieg mit den «blacklists» erlebt.

Das kann darum funktionieren, weil dabei Zulassung oder Ausschluss zum wichtigen amerikanischen Markt und zum System des internationalen Zahlungsverkehrs auf dem Spiel stehen. Besonders störend ist, dass die USA dieses Mittel nach politischen Opportunitäten einsetzen oder eben nicht einsetzen – und nicht nach konsequent rechtlichen Kriterien.

Es gibt viele Rechtsverletzungen, die nicht sanktioniert werden, weil sie nicht stören. Im Grunde wäre die universale UNO für solche Sanktionen zuständig, wenn sie nicht durch die Veto-Regelung gelähmt wäre.

Man sollte sich aber daran erinnern, dass der Griff nach diesem Mittel insofern auch eine gute Sache sein kann, weil er einen heissen Krieg eindämmt oder gar erstickt. Es gibt Pazifisten, die darum Wirtschaftssanktionen (bis hin natürlich zum Verbot von Waffenlieferungen) gut finden.

Werden Sanktionen aber ohne diesen Hintergrund diskutiert, erscheinen sie als eine eigene Kriegsform und erfahren tendenziell eher Ablehnung. Dann ist auch oft davon die Rede, dass solche «Bestrafungen» nicht sinnvoll seien – als ob es um rückwirkende Abrechnungen ginge. Der Hauptzweck der Sanktionen, auch im aktuellen Fall, zielt darauf, gegenwärtiges und künftiges Verhalten im Sinne der Wiederherstellung des internationalen Rechts zu beeinflussen.

Die Schweiz muss darauf achten, dass sie nicht zur Drehscheibe wird für Umgehungsgeschäfte.

Wirtschaftssanktionen können als Mittelweg zwischen kriegsgerischem Überreagieren und gleichgültigem Nichtstun gewürdigt werden. Und, wie man sieht, gibt es innerhalb der Wirtschaftssanktionen einige Abstufungsmöglichkeiten. Eine Schweizer Initiative um 2001 stand mit dem sogenannten Interlaken-Prozess am Anfang der Entwicklung der «smart sanctions».

Der Krieg in der Ukraine und die verschiedenen internationalen Reaktionen stellen die Schweiz vor eine Herausforderung. Sie muss abwägen, in welcher Weise sie ihre eigenen Interessen am besten verfolgen kann. In welchem Mass muss sie mit dem «Westen» (den USA und der EU), zu dem sie tatsächlich gehört, solidarisch sein? Inwieweit kann sie die guten Beziehungen, die sie in den letzten Jahren zu Russland aufgebaut hat, weiterpflegen beziehungsweise «vertiefen»?

Man lese, was da an Würdigung auf der offiziellen Website des Auswärtigen Departements (EDA) im Zusammenhang mit dem diesjährigen Jubiläum «200 Jahre diplomatische Beziehungen» mit Russland an Schönem geschrieben worden ist. Und

Basel ist mit seinem Tourismusmarketing diesbezüglich besonders aktiv.

Andererseits muss die Schweiz im jetzigen Sanktionenkrieg darauf achten, dass sie nicht eine Drehscheibe für Umgehungsgeschäfte wird und die eigenen Exporte von den Boykotten der anderen zu stark profitieren. «Courant normal» lautet die Formel. Schon ist bekannt geworden, dass EU-Agrarproduzenten, die von Russland mit einer Einfuhrsperre belegt worden sind, versuchen, zum Beispiel ihren Salat via die Schweiz nach Russland zu verkaufen. Eine andere, nicht auf «Umetikettierung» beschränkte Methode, besteht darin, dass man die letzte Verarbeitung hier vornehmen lässt, um die Ware dann als schweizerische weiterschieben zu können.

Aufgesetzte Neutralität

In der umgekehrten Richtung besteht vor allem das Risiko, dass russische Oligarchen den Finanzplatz Schweiz für die Umgehung der westlichen Sanktionen nutzen. Da zeigen sich wiederum die wahren Kräfteverhältnisse: Die offizielle Schweiz muss gewisse Sanktionen gar nicht verhängen, weil exponierte Unternehmen, insbesondere die Grossbanken, sie sozusagen von sich aus einhalten, um nicht ins Visier der amerikanischen Justiz zu geraten, enorme Bussen aufgebremmt zu bekommen und den amerikanischen Markt zu verlieren.

Das sind die realen Mechanismen. Die offiziellen Verlautbarungen, das Gerede – das «wording» – produziert jedoch ganz andere Illusionen. Es wird der Eindruck kultiviert, dass weder handfeste materielle Interessen noch real wirksame Kräfteverhältnisse das Verhalten der Schweiz bestimmen, sondern das Hochhalten der eigenen Prinzipien von Souveränität und Neutralität. Damit werden Chiffren bedient, die sich in der vernünftigen Gestaltung der schweizerischen Aussenpolitik immer wieder als hinderlich und schädlich erweisen.

Beinahe skurril wirkt die Rechtfertigung einer neutralistischen Position mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, dass die Schweiz im Ukraine-Krieg als Vermittlerin zur Verfügung stehen müsse. So hat man öffentlich die schweizerische Unterstützung bei der Untersuchung des Abstusses der malaysischen MH17 zur Verfügung gestellt. Bloss gab es dafür keinen Bedarf.

Die Verhandlungen zwischen den Konfliktparteien können erfreulicherweise direkt zwischen West und Ost, neuerdings sogar direkt zwischen Poroschenko und Putin stattfinden. Die Schweiz kann ihre aus anderen Gründen praktizierte Zurückhaltung im Moment mit der OSZE-Präsidenschaft rechtfertigen. Was aber, wenn diese im nächsten Jahr an Serbien übergeht und Helvetien dieses Feigenblatt nicht mehr hat?

Dann wird man vor allem den eigenen Bürgern Erklärungen bieten und aufzeigen müssen, in welchem Verhältnis das an sich legitime Fahren von nationalen Separatzüglein und die solide Verbundenheit mit übernationalen Gemeinschaften zueinander stehen. tageswoche.ch/+hcp77 ×

Seit 1974 betreibt Anne-Marie Pfister ihre gleichnamige Buchhandlung. Ein Interview zum Jubiläum über Emanzipation, Engagement und den Sinn des Lesens.

«Emanzipation ist eine tägliche Herausforderung»

von Valentin Kimstedt

Als Anne-Marie Pfister 1974 ihre Buchhandlung eröffnete, war das Frauenstimmrecht gerade drei Jahre alt und der Gleichstellungsartikel von Mann und Frau noch in weiter Ferne. Den Laden aufzumachen war «wie einen schlafenden Hund zu wecken», sagt sie. In den folgenden Jahren wurde die Buchhandlung ein Aus- und Durchgangspunkt der Frauenbewegung, für Basel und darüber hinaus.

Betritt man heute den Laden, merkt man nicht mehr viel davon, auch wenn sich Anne-Marie Pfister nach wie vor als Buchhändlerin mit politischen und gesellschaftlichen Anliegen versteht. Die politischen Botschaften der 1970er-Jahre funktionieren nicht mehr, und gerade dass sie hier

nicht aufgewärmt werden, macht den Laden interessant. Pfisters Arbeit ist indessen die gleiche geblieben: Leser mit Faible für Austausch werden im Haus am Petersgraben 18, in dem schon Michel de Montaigne zu Besuch war, an Geschichten herangeführt, die sie weiterbringen.

Frau Pfister, Sie machen Ihre Arbeit seit 40 Jahren. Was davon können Sie nicht mehr sehen?

Nichts.

Ihr Ernst?

Ja. Manche Bücher möchte ich nicht mehr sehen. Aber im Wegwerfen bin ich gut. Also eigentlich arbeite ich natürlich nicht gerne, wenn Sie so wollen. Ich bin faul, ich möchte oft lieber im Bett liegen oder im Rhein schwimmen.

Wollten Sie schon immer Buchhändlerin werden?

Ja. Ich habe mit 17 Jahren die Ausbildung begonnen. Am ersten Tag nach dem Abschluss bin ich per Autostopp nach Italien gefahren, nach einer Weile wieder zurück, und dann wieder los. In dieser Zeit konnte man für zwei, drei Monate zum Schaffen in die Schweiz kommen und davon ein Jahr im Ausland leben. Dann ging ich für zwei Jahre nach Paris und habe dort gemacht, was man dort so macht: ein Französischdiplom an der Sorbonne, Kinderhüten und später war ich Schwimmlehrerin in Cannes.

So kamen Sie auch nach Basel?

Genau. Von Paris aus wollte ich für drei Monate nach Basel, um Geld zu verdienen. Ich habe in einem Buchladen gearbeitet,

Anne-Marie Pfister wurde 1948 in Trubschachen im Emmental geboren. Mit 17 begann sie die Ausbildung zur Buchhändlerin und eröffnete 1974 ihr Geschäft am Petersgraben 18. Sie war Gründungsmitglied des Literaturhauses Basel und sass von 2004 bis 2008 als Parteilose im Grossen Rat.



«Ein Nicht-Leser weiss nicht, was er verpasst»: Für Anne-Marie Pfister sind Bücher Begleiter in allen Lebenslagen.

FOTO: NILS FISCH

neben dem Kino Camera im Kleinbasel, den es schon lange nicht mehr gibt. Dann habe ich mich verliebt und bin hängen geblieben. Dieser Freund hat mir dann ab 1974 geholfen, diese Buchhandlung hier aufzuziehen.

Sie sind nach Ihrer Ausbildung ordentlich herumgekommen. Wird Ausbildung heutzutage überschätzt?

Nein. Ich profitiere von meiner bis heute. Was das Studieren anbelangt: Eine Zeit lang glaubte man, mit einem Studium stünden einem alle Türen offen. Das stimmt nicht mehr. Marcel Ospel zum Beispiel, der ehemalige Chef der UBS, hat nicht studiert, er hat am Schalter angefangen und eine Lehre gemacht. Er ist weit gekommen, bis er die Bank ins Desaster gefahren hat.

«Als ich meinen Buchladen aufmachte, musste der Kuchen der 68er erst noch gebacken werden.»

Vielleicht hätte er doch studieren sollen.

(lacht) Eine Zeit lang ging es ja gut. Für ihn jedenfalls.

Es gibt einen Trend, im Zweifelsfall noch etwas zu studieren. Auch junge Schriftsteller lassen sich oft ausbilden.

Das finde ich sehr fragwürdig. Allgemein finde ich es sinnvoll, wenn eine akademische Weiterbildung aus einer Entwicklung heraus erfolgt. Für mich kam ein Studium gar nicht in Frage. Als ich 1965 in Langnau im Emmental die Sekundarschule abgeschlossen habe, sind von 95 Schülern drei ins Gymnasium gegangen. Das waren die Söhne vom Doktor, Tigerkäse-Fabrikanten und Zahnarzt. Die anderen haben eine Lehre gemacht. Wir waren vier Kinder und mein Vater war Dorfschullehrer – das hätte nicht gelangt. Meine zwei jüngeren Brüder haben studiert.

Wurden Sie als einzige Tochter benachteiligt?

Nein. Ich war die Königin, die dynamischste. Meine Brüder haben mich bewundert. Als sie Gymnasiasten waren, besuchten sie mich in Paris. Mein Vater war kein Patriarch, sondern ein ganz feiner, weiblicher Mensch. Die Rollen waren zu dieser Zeit natürlich klar verteilt, meine Mutter hat keinen Beruf gelernt, sondern war Frau Dorfschullehrer.

Als Sie 1974 Ihre Buchhandlung eröffnet haben, hatten Sie ein politisches, feministisches Anliegen.

Zu dieser Zeit gab es in der Schweiz noch keine Frauenbewegung. Die POCH (Progressive Organisationen der Schweiz, Red.) waren erst gerade gegründet worden. Sonst gab es nur die PdA, also die alten Kommunisten, und die SP. Der Kuchen der 68er musste erst noch gebacken werden. Ich habe von Anfang an Frauenbücher

verkauft, aber es gab damals nur etwa sechs oder sieben davon. Das erste Buch, das ein Riesenerfolg wurde, war 1975 «Häutungen» von Verena Stefan. Mit ihr habe ich in Bern zusammengewohnt. Von da an gab es eine feministische Entwicklung. Im selben Jahr erschien von Alice Schwarzer «Der kleine Unterschied und seine grossen Folgen». Schwarzer habe ich dann auch eingeladen, neben vielen anderen Frauen. Vorher hatte die linke Frauenbewegung aus Personen wie Clara Zetkin und Rosa Luxemburg bestanden. Das war historisch.

War es damals ein Politikum, in Basel einen feministischen Buchladen aufzumachen?

Schon ziemlich, ja. Ich war eine Kontaktadresse für die Frauenbewegung, aus der im folgenden viele Aktionen hervorgingen. Wir haben Häuser besetzt, es kam das Jahr der Frau und so weiter. Sie müssen sich vorstellen, dass Frauen in der Schweiz bis 1971 kein Stimmrecht hatten. Das hat ganz viele gesellschaftspolitische Entwicklungen verhindert. Als ich den Laden aufgemacht habe, war das wie ein schlafender Hund, den man weckt.

Sind Sie auf Ablehnung gestossen?

Von Seiten der Frauen zum Teil, ja. Männer hatten immer Zutritt zu meinem Laden, das gefiel manchen nicht. Ich wäre zunächst erfolgreicher gewesen, hätte ich einen reinen Frauenbuchladen aufgemacht. Dafür sind die, die das später so gemacht haben, längst wieder verschwunden.

Hätte Sie ein reiner Frauenladen von der Idee her interessiert?

Nein. Ich wollte immer, dass Frauen und Männer einen Prozess durchmachen. Damals war Gewalt in der Ehe erlaubt. Den Gleichstellungsartikel gibt es in der Schweiz erst seit 1986.

Wo steht die Emanzipation heute?

Emanzipation betrifft nicht nur die Frauen. Sie bedeutet, selbstständig zu denken und Verantwortung zu tragen. Emanzipation ist eine tägliche Herausforderung, man muss sie immer neu aushandeln. Im Fall eines Paares muss es für beide stimmen.

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen bilden also nur eine der Voraussetzungen für Emanzipation?

Gesetze sind wichtig bei gewissen Konflikten. Doch der Prozess ist noch lange nicht abgeschlossen, zum Beispiel was die unterschiedlichen Löhne bei Frauen und Männern betrifft. Der Skandal um die Nacktbilder des grünen Stadtpräsidenten Geri Müller ist für mich ein totaler Rückfall. Das schadet der ganzen linken Bewegung.

Sie sind mit gesellschaftspolitischen Anliegen gestartet. Wie ist es heute?

Ich habe es mir erhalten. Natürlich haben sich die Inhalte gewandelt. Heute geht man alternativ wandern, und es gibt tolle Bücher darüber. Früher haben uns die Eltern dazu gezwungen, in den 70ern war es dann als kleinbürgerlich verpönt. Alle hatten ein Auto, einen Deux Chevaux oder einen R4. Velo sind wir auch nicht gefahren. Man hatte einen Chlapf mit kaputtem Aus-

puff. Das sind auf eine Art auch politische Themen: Es gibt ein völlig ein neues Verhältnis zur Natur. Ich habe viele Kunden, die nie auf die Malediven reisen würden, sie fahren in die Region. Dazu kommt der Trend mit Urban Gardening. Das sind Sachen, die mich jetzt beschäftigen. Natürlich interessieren sich die Leute, die aus der Friedens- oder der Anti-AKW-Bewegung kommen, immer noch für politische Themen: den Irakkrieg, die Krise in Griechenland, die Lage der Kurden, die Beherbergung von syrischen Flüchtlingen. Aber ihre Ideen sind nicht mehr so plakativ wie früher.

Urban Gardening, alternatives Wandern oder seit Neustem der Veganismus – wo ist die Grenze zwischen Mode und alternativer Bewegung?

Vegan ist Hollywood. Aber ich habe keine Kunden, die orthodox sind, die einer Botschaft folgen. Die verändern sich einfach, und heute sind viele Vegetarier. Wenn jemand nicht aus Egoismus handelt, sondern mit dem Gedanken an die Anderen, dann ist er nicht modisch.

Sie sagten, es gebe heute weniger plakativ politische Menschen. Wo sind sie hin?

Das ist eine Erfahrung, wenn man älter wird: Recht haben nützt nichts. Es ist etwas Einsames. Man muss etwas unternehmen oder mit seinem schlechten Gewissen fertigwerden. Es reicht heute nicht mehr, informiert zu sein und ein paar Überzeugungen zu teilen, um eine politische Botschaft zu haben.

«Wenn jemand nicht aus Egoismus handelt, sondern mit dem Gedanken an die Anderen, dann ist er nicht modisch.»

Woran liegt das?

An der Vielfalt der Informationen. Früher konnte man sich nur an bestimmten Stellen informieren, man hat vielleicht das «Konkret» gekauft, den «Spiegel», oder die «Arbeiterzeitung», die gab es damals in Basel noch. Da fand man klare Statements, an die man seine Sympathien geben konnte. Das geht ja inzwischen nicht mal mehr mit der TagesWoche. Viele Leute – ich allerdings nicht – haben die Erwartung, dass sie eine Alternative wäre zur BaZ. Das kann man vielleicht über die WoZ sagen. Information ist heute allgemeiner geworden, globaler. Man kann auf alles von überall her zugreifen, eine Neuigkeit jagt die andere. Der Syrienkrieg wird durch den im Irak schon wieder überschattet. Früher konnte man eine Haltung gegenüber dem Vietnamkrieg über zehn Jahre aufbauen. Der Wert des Wissens hat sich verändert.

Ihre Arbeit besteht darin, Geschichten und Wissen auszuwählen und bereit-

zustellen. Hat sich diese Rolle ebenfalls verändert?

Der Inhalt schon, die Rolle nicht. Ich kann alles bestellen, doch meine Auswahl an Büchern, die ich bereit habe, ist klein. Weil die Menge an Informationen zunimmt, ist die Struktur der Auswahl besonders wichtig. Dadurch überlebe ich.

Wie wählen Sie aus?

«Weil die Menge an Informationen zunimmt, ist die Struktur der Auswahl besonders wichtig. Dadurch überlebe ich.»

Ich biete nicht nur meine persönliche Auswahl, das wäre nicht interessant. Ich muss einen Weg schaffen, dass der Kunde ein Buch aus dieser Auswahl überhaupt wahrnimmt. Irgendwann habe ich gemerkt, dass jemand, der Heinrich Böll liest, vielleicht auch Irmtraud Morgner kauft. Ich baue Stufen von Büchern, die allgemeiner bekannt sind, zu solchen, die ich ausserdem für wichtig halte.

Was haben eigentlich Leser Nicht-Lesern voraus?

(denkt nach) Ein Nicht-Leser weiss nicht, was er verpasst.

Nämlich?

(lacht) Lesen ist eine Begleitung in allen Lebenslagen. Rückzugsort, Information, ein Sich-zu-Hause-Fühlen, Ärger, Glück, Stille, Identifikation.

Alles Dinge, die man auch woanders finden kann.

Lesen ist kontemplativ. Es umfasst sehr viel, vieles in einem einzigen Text. Doch Ihre Frage ist schwer zu beantworten, da ich nicht weiss, wie es ist, nicht zu lesen. Ich wüsste nicht, was ich sonst mit meiner Freizeit anfinde. Bungee-Jumping vielleicht. Oder Fallschirmspringen (lacht). Nein, aber Lesen ist ein Teil des Lebens.

Ihr Beruf setzt Kritik voraus. Warum äussern Sie sich nicht öffentlich?

Ich war Grossrätin, als Parteilose. Das war sehr interessant. Doch ich kann nicht selbstständig arbeiten und gleichzeitig Politik machen. Der Laden ist auf meine Person hin aufgebaut, ich muss präsent sein. Auch an der Gründung des Basler Literaturhauses habe ich sehr gern mitgearbeitet, und in der Programmkommission der Solothurner Literaturtage. Aber selber schreiben? Nein. Ich schreibe viele Briefe, und ich erzähle gern, unterhalte Leute. Ich brauche das Gespräch.

Mögen Sie die Basler?

Ja, ich glaube schon. Weil sie schnell sind, schneller als die Berner.

Das uralte Klischee?

Ja. Bern ist meine Heimat, aber ich könnte nicht mehr dort leben.

tageswoche.ch/+6t45e

x

ANZEIGE

Super-Wechselkurse: I.2210 nur gültig bei Barzahlung.

... geh hieber gleich zu Hieber unter Anderem in • Lörrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinfelden mehr Infos unter www.hieber.de

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten

Hieber's Frische Center



Noch mehr tolle Angebote gibt's per E-Mail

Newsletter-Anmeldung unter www.hieber.de/newsletter

Angebot gültig von Montag, 18.08. bis Samstag, 23.08.2014



Rumpsteaks aus Südamerika, zart und optimal gereift, natur oder grillfertig mariniert, 1 kg

€ **16.99**
CHF 20,74



Frische Schollen aus MSC-zertifizierter Fischerei aus dem Nordostatlantik, küchenfertig, 100 g enthalten: 83 kcal./348 kJ, 17,2 g Eiweiss, 0,8 g Fett und 190 mg Jod, 100 g

€ **-.99**
CHF 1,21



Strauchtomaten aus Deutschland, Klasse 1, 1 kg

€ **1.29**
CHF 1,58



Kerrygold Original Irische Butter auch gesalzen 250-g-Packung (100 g = € 0,52)

€ **1.29**
CHF 1,58



Landliebe frische Landmilk 3,8% Fett, 1,5-L-Familienpackung (1 L = € 0,93)

€ **1.39**
CHF 1,70



Iglo Schlemmer-Filet oder **Filegro** verschiedene Sorten, z. B. Schlemmerfilet à la Bordelaise 380 g (1 kg = € 5,24), tiefgefroren, Packung

€ **1.99**
CHF 2,43



Golden Toast verschiedene Sorten, 500-g-Packung (1 kg = € 1,76)

€ **-.88**
CHF 1,07



Maggi fix & frisch verschiedene Sorten, z. B. Bauern-Topf 43 g (100 g = € 0,89), Packung

€ **-.49**
CHF 0,60



Fructis Shampoo 250 ml (100 ml = € 0,56) oder **Spülung** 200 ml (100 ml = € 0,70), verschiedene Sorten, Flasche

€ **1.39**
CHF 1,70



Sheba Katzennahrung verschiedene Sorten, 100-g-Schale oder 85-g-Beutel (100 g = € 0,46)

€ **-.39**
CHF 0,48

Basel-Stadt und Region

Basel

Arm, Hedy, geb. 1931, von Landiswil BE (St. Alban-Vorstadt 83). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bächle, Karl, geb. 1924, von Basel BS (In den Klostermatten 10). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bier-Garbe, Walter, geb. 1931, von Deutschland (Moosweg 22). Trauerfeier Montag, 25. August, 14 Uhr, Dominikushaus, Albert Oeri-Str. 7, Riehen.

Bilgeri, Maria, geb. 1932, von Basel BS (Mülhuserstrasse 35). Trauerfeier Donnerstag, 28. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Blum-Zufall, Rosel, geb. 1936, von Chézard-Saint-Martin NE (Wasgenring 54). Wurde bestattet.

Blumer-Bürklin, Charlotte, geb. 1927, von Basel BS (Rennweg 98). Trauerfeier Donnerstag, 28. August, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bucher-Ziegler, Andrée Alice Marguerite, geb. 1922, von Hohenrain LU (Rudolfstrasse 43). Trauerfeier Freitag, 22. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Cabalzar-Eckert, Peter, geb. 1920, von Duvin GR (Grienstrasse 47). Wurde bestattet.

Denzler-Bucher, Gottlob, geb. 1930, von Uster ZH (Erstfeldstrasse 20). Trauerfeier Freitag, 22. August, 14 Uhr, Pauluskirche Basel.

Dürig-Schiess, Johanna, geb. 1929, von Krauchthal BE (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier Mittwoch, 27. August, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fodor-Karrer, Ruth Maria Helly, geb. 1925, von Riehen BS (Gänshaldenweg 10). Trauerfeier im engsten Kreis.

Gaiser-Merian, Ruth, geb. 1921, von Basel BS (Gellertstrasse 28). Wurde bestattet.

Hofmüller-Schenck, Agnes Maria, geb. 1941, von Deutschland (Flughafenstrasse 4). Trauerfeier Freitag, 22. August, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Holzer-Schmidt, Karl, geb. 1927, von Maladers GR (Rudolfstrasse 43). Wurde bestattet.

Jutzeler-Mettler, Marie, geb. 1924, von Basel BS (Pruntrutstrasse 10). Trauerfeier Montag, 25. August, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Klöti-Jungck, Kaspar, geb. 1925, von Riehen BS (Chrischonaweg 60). Wurde bestattet.

Lehmann-Leuppi, Doris Anna Maria, geb. 1935, von Basel

BS, Villmergen AG (Blumenrain 14). Trauerfeier Mittwoch, 27. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Leuthardt-Froehlich, Lydia, geb. 1908, von Basel BS (St. Alban-Vorstadt 85). Trauerfeier Dienstag, 26. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Martignier, Timo Roman Jean-Baptiste Mewe, geb. 1980, von Vaulion VD (Riehen-torstrasse 28). Wurde bestattet.

Meier-Dolder, Katharina, geb. 1926, von Bärschwil SO (Brantgasse 5). Trauerfeier Montag, 25. August, 15 Uhr, Gustav Benz Haus, Brantgasse 5.

Neuenschwander-Fross, Beatrice, geb. 1941, von Basel BS (Drahtzugstrasse 57). Wurde bestattet.

Nhaga-Abeni, Rosa, geb. 1961, von Reichenbach im Kandertal BE (Schorenweg 61). Bestattung in Graubünden.

Rickenbacher, Werner Paul, geb. 1947, von Zeglingen BL (Spalerring 31). Wurde bestattet.

Stampfli-Battaglia, Peter, geb. 1931, von Riehen BS (Fürfelderstrasse 30). Trauerfeier im engsten Kreis.

Waldmann-Hubschmid, Otto Jakob, geb. 1930, von

Thunstetten BE (Markgräflerstrasse 45). Trauerfeier im engsten Kreis.

Zeller, Emma, geb. 1917, von Zürich ZH (Im Burgfelderhof 30). Trauerfeier Freitag, 22. August, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Allschwil

Geta, Domenica, geb. 1931, von Italien (Langmattweg 39). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Gubler, Max Willi, geb. 1949, von Lostorf SO (Baselmattweg 211 b). Wurde bestattet.

Arlesheim

Gunten, Klaus Ruben, geb. 1923, von Basel (Stiftung Obesunne, Bromhübelweg 15). Trauerfeier Dienstag, 26. August, 14 Uhr, Abdankungshalle Friedhof Bromhübel.

Rinderspacher-Sauter, Myrta Johanna, geb. 1923, von Basel BS (Dornhägliweg 2). Wurde bestattet.

Birsfelden

Huck, Peter, geb. 1943, von Wiedlisbach BE (Weidenweg 10). Wurde bestattet.

Münchenstein

Ludwig, Otto, geb. 1934, von Basel BS (Grubenstrasse 17). Abdankung und Urnenbestattung Mittwoch, 27. August, 14 Uhr, reformierte

Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Ormalingen

Rohrbach, Ullrich, geb. 1964, von Erlentbach im Simmental BE (Hauptstrasse 105). Urnenbeisetzung und Abdankungsfeier Montag, 25. August 14.30 Uhr, Ormalingen, im engsten Familienkreis.

Pratteln

D'Ambrosio, Giambattista, geb. 1934, von Italien (Burggartenstrasse 4). Wurde bestattet.

Nussbaum-Bitterli, Rosa Margrit, geb. 1925, von Schwarzenburg BE (Bahnhofstrasse 37, c/o APH Madle). Abdankung und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Pfister, Hans Rudolf, geb. 1930, aus Bözen AG (Schlossstrasse 29). Abdankung Freitag, 22. August, 14 Uhr, Friedhof Blößen, Abdankungskapelle.

Reinach

Hercher, Manfred, geb. 1944, Basel BS (Binningerstrasse 37). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 22. August, 14.30 Uhr.

Matzinger-Barth, Lydia, geb. 1922, von Basel BS, Rüdlingen SH (Aumattstrasse 79). Trauerfeier Dienstag, 26. August, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli Basel.

Wenger-Wenger, Rosa, geb. 1927, von Schwarzenburg BE (Schneidergasse 4). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Rodersdorf

Beutler, Heinz, geb. 1948, von Lauperswil BE. Abdankung Dienstag, 26. August, 14 Uhr, Kirche Rodersdorf.

Rothenfluh

Nyfelner-Gass, Ernst, geb. 1925, aus Rothenfluh BL und Gondiswil BE (Ormalingerstrasse 153). Urnenbeisetzung und Abdankungsfeier Samstag, 23. August, 14.30 Uhr, Friedhof Rothenfluh.

TagesWoche

Wir nehmen Todesanzeigen für alle Zeitungen der Region entgegen.

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort, an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.

Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50

Öffnungszeiten:

Mo. bis Fr. von 8.30-12 Uhr und von 13-17 Uhr

info@neuemediaenbasel.ch



Die Erneuerung von Operationssälen geht ins Geld.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Gesundheitsfinanzierung

Seit der Selbstständigkeit der Spitäler spielt der Kanton die Kreditbank. Auf Businesspläne legt er dabei wenig Wert.

Millionen auf Vertrauensbasis

von Simon Jäggi

Es war ein nebliger Morgen im Februar vor drei Jahren, als der Grosse Rat zusammenkam. Zuerst auf der Themenliste stand das Gesetz über die öffentlichen Spitäler. Im Jahr darauf sollten diese in die Selbstständigkeit entlassen werden, und das Gesetz musste umgeschrieben werden.

Eine der viel diskutierten Fragen lautete an diesem Vormittag im Grossratssaal: Wo sollen sich die Spitäler in Zukunft Geld leihen können, wenn die eigenen Mittel für Investitionen nicht ausreichen?

Die Mitglieder der Gesundheitskommission waren sich uneins: Einige wollten den Kanton als möglichen Kreditgeber ausdrücklich im Gesetz aufführen, andere hielten es für keine gute Idee, dass der Kan-

ton in Zukunft als Bank der Spitäler auftreten sollte.

Die Skeptiker setzten sich durch und der Kanton verschwand als expliziter Geldgeber aus dem Gesetzestext. Die neue Formulierung lautete: «Die öffentlichen Spitäler können Fremdkapital aufnehmen.» Die Möglichkeit, öffentliche Gelder zu beziehen, blieb damit weiter bestehen.

Heute, drei Jahre später, möchte das Universitätsspital einen ersten Kredit vom Kanton. Im laufenden Betrieb erneuert das Spital alle zwölf bisherigen Operationssäle und baut drei zusätzliche. Die Kosten wurden auf 130 Millionen Franken veranschlagt. Weil die Bauarbeiten mindestens zwei Jahre länger dauern als geplant, dürften diese am Ende um einiges höher ausfallen.

Das Projekt Operationstrakt Ost ist bereits heute die teuerste Baustelle im Kanton. So teuer, dass das Spital dafür zusätzliches Geld benötigt. Nicht weil das Geld fehlen würde, sondern, wie Spitaldirektor Werner Kübler sagt, «weil Beträge, wie sie für Grossvorhaben wie den OP-Ost in kurzer Zeit eingesetzt werden, nicht auf dem Bankkonto liegen». In welcher Grössenordnung sich der Kredit bewegt, will das Spital zurzeit nicht kommunizieren.

Die Frage, wie die Spitäler in Zukunft ihre Investitionen bezahlen sollen, sorgte in den vergangenen Jahren nicht nur im Basler Rathaus für Diskussionen. Schweizweit sorgen sich Spitalbetreiber und Gesundheitspolitiker darum, wie die Spitäler in Zukunft ihre Um-, Aus- und Neubauten finanzieren können.

Zürich schickt Spitäler zu Banken

Kantone wie etwa Zürich fordern die Spitäler auf, notwendige Kredite bei Banken aufzunehmen. «Als Grundlage für jede Kreditvergabe», sagt Immobilienberater Christian Elsener von PricewaterhouseCoopers, «braucht es aber einen Businessplan, der vom Kanton genau geprüft werden muss.»

Beim Kanton Basel-Stadt sieht man das alles etwas unverkrampfter. Peter Schwendener, Leiter der Finanzverwaltung, spricht von einem «Vertrauensverhältnis» zwischen Kanton und Spital. Wichtig sei vor allem, die Konditionen des Kredits auszuhandeln. Wofür das Geld dann verwendet wird, entscheide das Spital. Businessplan? Fehlanzeige. Stattdessen verweist Schwendener auf einen Grossratsentscheid, der vor der Verselbstständigung bereits einmal einen nie ausgeschöpften Baukredit abgesegnet hatte. Und dabei von einer halb so langen Bauzeit ausgegangen war.

Bei David Wüest-Rudin klingeln die Alarmglocken. Der Parteipräsident der Grünliberalen Basel-Stadt sass in der Gesundheitskommission, als diese das neue Spitalgesetz verhandelte. Er sieht kein grundsätzliches Problem darin, wenn die Spitäler beim Kanton Kredit aufnehmen. «Der Kanton darf das aber nicht blauäugig finanzieren. Er muss genau hinschauen und darf das Geld nicht blindlings zur Verfügung stellen.» Der Kanton müsse ausgehend von Evaluationen und Businessplänen über Kreditvergaben entscheiden. «Ich erwarte, dass sich der Kanton wie eine Bank verhält. Andernfalls muss sich etwas ändern.»

In seine Rolle als Bank muss sich der Kanton erst noch hineinfinden. «Da muss sich noch eine Praxis entwickeln», sagt Schwendener von der Finanzverwaltung. Und der Kanton tut gut daran, wenn er hier demnächst ein paar klare Richtlinien schafft. Denn die nächsten Grossinvestitionen stehen bereits bevor: Der Neubau des Klinikums 2 am Universitätsspital und der Neubau des Felix-Platter-Spitals. Die Kosten dürften jene des Operationstrakts Ost um ein Vielfaches übersteigen.

tageswoche.ch/+72jm5

×

Für Mirjam Ballmer, Co-Präsidentin der Grünen Basel-Stadt, setzt der geplante neue Zonenplan falsche Prioritäten.

«Mir fehlt bei dieser Planung die Fantasie»

Am 28. September stimmt die Basler Bevölkerung über die Stadtrandentwicklungen ab. Gemäss dem neuen Zonenplan sollen im Osten der Stadt neben dem Rankhof eine Hochhaussiedlung für 2000 Menschen und ein Landschaftspark entstehen. Im Süden auf dem Bruderholz sind Wohnungen für 250 Personen vorgesehen. Gegen die beiden Bebauungspläne wehren sich BastA!, SVP und Umweltverbände. Und auch die Grünen Basel-Stadt leisten Widerstand. Im Interview erklärt die grüne Co-Präsidentin und Grossrätin Mirjam Ballmer, was ihr an der Vorlage missfällt.

Mirjam Ballmer, was haben Sie gegen den neuen Zonenplan?

Grundsätzlich geht der neue Gesamtzonenplan in die richtige Richtung, zum Beispiel werden Grünflächen besser geschützt. Umso unverständlicher ist, dass man gleichzeitig mit den Stadtrandentwicklungen Ost und Süd ins Blaue beziehungsweise ins Grüne bauen will. So hat man die letzten 60 Jahre Raumplanung be-

Im Gebiet zwischen Rankhof und Landesgrenze soll Wohnraum für 2000 Menschen entstehen.



trieben, was zum heutigen Siedlungsbrei geführt hat. Die Schweizer Stimmbevölkerung hat dem neuen Raumplanungsgesetz kürzlich deutlich zugestimmt und damit gezeigt, dass sie das nicht mehr will.

«Unter Verdichtung verstehen wir etwas anderes, als einfach in die Fläche zu bauen.»

Was stört Sie konkret an den Stadtrendentwicklungen Ost und Süd?

Bei der Stadtrandentwicklung Süd auf dem Bruderholz geht für mich das Kosten-Nutzen-Verhältnis nicht auf. Es sollen dort auf rund fünf Hektaren Landwirtschaftsland Wohnungen für gerade mal 250 Personen entstehen. Das ist keine Verdichtung, sondern eine Ausbreitung des Siedlungsgebiets. Zudem ist das obere Gebiet kaum an den öffentlichen Verkehr angeschlossen, das darf heute in einer Stadt wie Basel nicht mehr sein. Und im Süden der Stadt beim Rankhof werden, salopp ausgedrückt, mit der Spritzkanne Hochhäuser auf der grünen Wiese verteilt. Aus unserer Sicht muss zuerst das innere Potenzial, das im bereits bebauten Stadtgebiet besteht, besser ausgenutzt werden, bevor wir diese Grünräume zubetonieren.

Es macht doch Sinn, in die Höhe zu bauen. Der Platz in Basel ist beschränkt.

Hochhäuser im Stadtgebiet können sinnvoll sein, denn sie verbrauchen für viel Wohnraum wenig Platz. Aber ist das Konzept der elf Hochhäuser im Siedlungstrenngürtel zwischen Riehen und Basel ressourcenschonend? Mir fehlt bei dieser Planung die Fantasie. Es scheint, als hätten die Planer mit dem Zeigefinger auf der Karte freie Flächen gesucht, die noch bebaut werden können. Diese Raumplanungphilosophie führte in aller Konsequenz zur Zersiedelung der Schweiz. Die Hochhäuser im Osten sind zudem eine sehr einseitige Bauform. Die Gefahr besteht, dass wenige Familien dorthin ziehen würden. Ich könnte mir eine durchmischtere Bauform im Gebiet Rankhof vorstellen, wenn es zusätzliche Überbauungen braucht.

Mit der Stadtrandentwicklung Ost entsteht auch ein öffentlich zugänglicher Landschaftspark. Als Grüne sollten Sie doch dafür sein.

Der Begriff Landschaftspark ist aus meiner Sicht nicht ganz ehrlich, sondern eher irreführend. Jedes Hochhaus – erst recht, wenn es elf sind, in denen 2000 Personen wohnen sollen – braucht eine gewisse Infrastruktur wie ÖV-Anschluss, Zugangswege, Vorgärten und so weiter. Vermutlich würde das Gebiet zugänglicher werden als heute. Aber die Vorstellungen, die der Begriff Landschaftspark weckt, könnte es sicher nicht erfüllen.

Vorgesehen sind mit den Stadtrandentwicklungen auch neue Genossenschaftswohnungen.



Natürlich sind Genossenschaftswohnungen ein wichtiges Element auf dem Wohnungsmarkt, und ich begrüße diese Idee. Sie alleine kann aber nicht eine nachhaltige Stadtentwicklung garantieren. Das ist ein Zückerchen, mit dem man die Defizite dieser Planung kaschieren möchte. Ich hoffe auch, dass sich überhaupt Genossenschaften finden würden, die dieses Volumen bauen können, wie es in den Stadtrandentwicklungen vorgesehen ist.

Wo sollen denn sonst neue Wohnungen entstehen? Es wird zunehmend schwieriger, eine bezahlbare Wohnung in der Stadt zu finden. Die Leerstandsquote hat sich mittlerweile auf Zürcher Niveau gesenkt.

Es sind unzählige Wohnbauprojekte in Umsetzung – etwa auf dem Kinderspital- oder Schorenareal. Weitere sind in Planung, wie zum Beispiel die nächste Etappe auf dem Erlennattareal, die Stadtrandentwicklung am Walkweg. Oder längerfristig das Radiostudio, das Felix-Platter-Spital oder das Hafenaerial. Wir wollen auch mehr Wohnraum in Basel anbieten. Aber zuerst soll das bestehende innere Potenzial ausgeschöpft werden, ehe man Grünflächen verbaut. Mit den bestehenden Zonen kann noch mehr herausgeholt werden.

Wie?

Zum Beispiel, indem dort bestehende Gebäude aufgestockt werden, wo die

Zonenvorgaben noch nicht ausgeschöpft werden. Ausserdem stehen in der Stadt heute schon viele Büroflächen leer, und es kommen noch mehr dazu. Auch in diesem Bereich gibt es noch viel Potenzial.

Man kann Private kaum dazu zwingen, in die Höhe auszubauen oder ihre Flächen umzunutzen.

Damit macht man es sich zu einfach. Der Kanton soll sich überlegen, mit welchen Anreizen und Programmen er Private und Liegenschaftsbesitzer zu solchen Projekten motivieren kann.

«Genossenschaftswohnungen sind ein Zückerchen, um die Defizite der Planung zu kaschieren.»

Sie wehren sich gegen Verdichtung. Trägt nicht gerade die Haltung der Grünen gegen die Stadtrandentwicklungen zur Zersiedelung bei? Die Leute ziehen dann halt einfach aufs Land.

Unter Verdichtung verstehen wir etwas anderes, als einfach in die Fläche zu bauen. Das Pro-Komitee hat das bis heute nicht verstanden – oder nicht verstehen wollen. Es soll zuerst das bestehende Potenzial ausgenutzt werden – und freie Flächen sollen frei bleiben. Wir setzen diese Haltung konsequent um: So waren wir für den Claraturm, weil eine Verdichtung in diesem Gebiet Sinn macht. Eine Ausweitung auf nicht bebaute Flächen ist aus unserer Sicht eine falsche Prioritätensetzung. Wir finden es wichtig, dass die Bevölkerung darüber diskutieren und entscheiden kann, ob sie weitere Grün- und Freiflächen überbauen will oder den Fokus zuerst auf das innere Potenzial legen möchte. Die Diskussion, welche Verdichtung wir in der Stadt anstreben, muss geführt werden.

tageswoche.ch/+5jh23

×

ANZEIGE



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

Schweizer Meister.

Mit dem eidg. Fachausweis Sozialversicherung beweisen Sie Kompetenz. Auf höchster Fachebene.

Mehr auf

www.bildungszentrumkvbl.ch/sozial

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.





Die seriöse Auseinandersetzung mit einem geeinten Basel kommt nicht in die Gänge.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kantonsfusion

Die wichtigste Debatte in den beiden Basel seit Jahren wird mit einfältigen Gesten und Sprüchen geführt.

Symbole statt Argumente

von Renato Beck

Es gibt eigentlich keinen Grund, die Prüfung der Kantonsfusion abzulehnen. Weshalb sollten die Einwohner von Baselland und Basel-Stadt nicht wissen dürfen, was für Vorteile eine Fusion brächte und was für Nachteile? Wo die Risiken liegen, wo die Gewinne? Welche Hoffnungen berechtigt sind, welche naiv?

Sagen die Kantone am 28. September Ja zur Bildung eines Verfassungsrats, der die Fusion vorbereiten würde, könnten endlich Antworten auf diese Fragen gefunden werden. Doch dazu hätten sie überhaupt erst einmal gestellt, geschweige denn diskutiert werden müssen.

Die Debatte zur Kantonsfusion erschöpft sich bislang in einem symbolischen Wettrüsten. Pflanzen die Gegner eine Freiheitslinde, kontern die Befürworter mit einer Fusionstanne. Mit Grillfesten wird gegen Höhenfeuer gekämpft. Baselbieterlied gegen Birschöpfli-Hymne. Fahnenstreit. Hauptortstreit. «Packen wir die Chance!» – «Keine teuren Experimente!» Die wichtigste Debatte in den beiden Basel seit Jahren wird mit einfältigen Gesten und Sprüchen geführt.

Die Gräben werden tiefer

Das ist zunächst ein Erfolg der Fusionsgegner, die die Befürworter auf ihr Terrain gelockt haben. Wo sie, im Wissen um die Schwäche der eigenen Argumente, munter volkstümelnd und Mythen konstruieren, wie das Schlachtenepos der Hülftenschanz,

von dem die meisten Baselbieter und Basler vor der Fusionsdebatte noch nie gehört oder es längst vergessen haben. Als Alternative wird die vertiefte Partnerschaft propagiert, ein Modell, von dem nicht mal jene, die ein solches fordern, wissen, was es bedeuten könnte.

Die Fusionsdebatte zweier Halbkantone ist wenig mehr als ein Innerbaselbieter Kulturkampf, wo mit jedem Tag vor dem Urnengang der Graben tiefer gezogen wird, auch jener zur Stadt. In dieser fehlt mittlerweile jedes Interesse an einem Zusammengehen. Die Basler Politik hat sich komplett abgemeldet aus der Diskussion. Die Regierungsräte, offiziell glühende Verfechter der Fusion, sind abgetaucht.

Auch die Parteien behandeln die Abstimmung mit Gleichgültigkeit. Vielleicht, um Baselbieter Stimmbürger mit unbedachten Äusserungen nicht vor den Kopf zu stossen, vielleicht, weil man von einem Basler Ja ausgeht, wahrscheinlich auch, weil man selber spürt, dass das Riesenprojekt ein Debakel werden könnte. Als das Pro-Fusion-Komitee diese Woche seine Kampagne vorstellte, war mit dem Jungfreisinnigen Carol Baltermia ein einziger Vertreter aus Basel-Stadt mit dabei.

Den Jungparteien, vor allem den Baselbieter, ist kein Vorwurf zu machen. Wöchententlich nehmen sie eine CD auf, stellen sich auf eine Brücke, führen «Grenzkontrollen» durch. Halten das Thema also in den Medien. Sie sorgen für das Salz in der Suppe, bloss hat die Suppe nie einer gekocht.

Gerade in der Verkehrspolitik besetzen die beiden Basler Kantone konträre Positionen. Ist in Basel jeder Parkplatz einer zu viel, wird jeder Baselbieter, der eine Wohnung oder ein Haus baut, zur Schaffung eines Parkplatzes verpflichtet. Wo ist die Diskussion, wie man sich da finden könnte? Wann sind die Stadtentwickler und Raumplaner hingestanden und haben einen so nötigen gemeinsamen Entwicklungsplan diskutiert? Wann wurde Verhandelbares und nicht Verhandelbares in den beiden Verfassungen aufgezeigt? Die Mühe, Differenzen zu identifizieren und Lösungen zu debattieren, hat sich keiner gemacht.

Stattdessen verschickt einer der wichtigsten Köpfe der Pro-Kampagne, der grüne Landrat Klaus Kirchmayr, Selfies von seiner einsamen Wanderung durch die Basler Landen.

Versäumte Diskussion

Die Enthusiasten und Skeptiker einer Heirat von Baselland und Basel-Stadt hätten es verdient, dass vor einer Abstimmung diskutiert wird, wenn nötig drei, vier Jahre. Dass Studien erstellt werden und Gegenstudien – und die Bereitstellung der Fakten nicht der Grossbank Credit Suisse überlassen wird, die Anfang September eine Einschätzung des Potenzials der Fusion abgibt.

Beide Seiten, auch beide Kantone haben nicht mit der gebotenen Ernsthaftigkeit die Kantonsfusion debattiert. Auch als Fusionsbefürworter kann man Ende September ein Nein in die Urne werfen.

tageswoche.ch/+prxku

×

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Bildung

Ein neues Kapitel für die Basler Schulen. Nun dauert die Primarstufe sechs Jahre.

Seite
26

Bikefestival Basel

Salti und steile Kurven. Das Bikefestival bot Spektakel zum Staunen und Mitmachen.

Seite
24

Protest

Ein Sprayer verzierte ein Tram mit Werbung. Nun wurden seine Werke geteert und gefedert.

Seite
27

Hooligan-Stopp

Das Komitee der Anti-Hooligan-Initiative hat kaum grosse Namen und gar kein Geld.

Seite
28

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.

Bikefestival Basel

Die Freuden der Fliehkraft

von Daniel Faulhaber

Beim Bikefestival Basel kämpfte die Elite der Mountainbiker in der Rennserie BMC Racing Cup um Punkte. Fast noch mehr zog beim Publikum aber spektakuläre Action aus den Randzonen des Radsports.

Ganz weit vorne im Attraktions-Ranking rangierten die coolen Jungs auf der Dirt-Jump-Schanze. Was sie in den Sekundenbruchteilen zwischen Absprung und Landung vollführten, liess die Zuschauer an den Gesetzen der Physik und vor allem an den Grenzen der Vernunft zweifeln. Doch dem Publikum gefielen die tollkühnen Stunts: Die Superman-Posen in fünf Metern Höhe und wahnwitzige Backflips ernteten stattlichen Applaus.

Wer angesichts des sprunghaften Übermuts von leichtem Schwindel ergriffen wurde, war mit einem Besuch der Radball-Arena gut beraten. Ein Ball und zwei Tore: Vieles erinnerte hier an die Ausgangslage eines Fussballspiels. Es wurde gedribbelt und geschossen, taktiert und getackelt. Die Spieler sassen dabei allerdings auf Rädern und vollführten ihre Spielzüge mit derartigem Geschick, dass der Laie Grundannahmen seiner eigenen Fahrradfahrung entkräftet sah. Absteigen bei völligem Stillstand? Das muss nicht sein.

Mitmachen und abfliegen

Um dem Event-Charakter eines Festivals gerecht zu werden, durften Mitmachangebote nicht fehlen. Die fand man in Form eines Mini-Dromes und einer Art Miniatur-Buckelpiste, von Profis auch Pump Track genannt. Beide Parcours funktionieren nach demselben Prinzip: Antrieb durch Fliehkraft.

In den Steilkurven der Anlagen tankte man genügend Schwung, den man mit etwas Geschick in einen beachtlichen Speed umwandeln konnte. Zu viel Speed für einige Unvorsichtige, die sich vom Unterhaltungsfaktor dieser kleinen Parcours blenden liessen: Schaulustige und Schadenfreudige konnten einige vorzeitige Abflieger aus den Steilkurven mitverfolgen.

tageswoche.ch/+whcaz



Wider die Schwerkraft: Den Sprung um die eigene Achse schafft nur ein Superman. FOTOS: HANS-JÖRG WALTER



Auf dem Pump Track versuchten Grosse auf kleinen Velos heil über die Buckel zu kommen...



... und im Mini-Drome wagten sich Kleine auf grossen Rädern in die Steilwandkurven.

IM VOLKSHAUS BASEL
www.volkshaus-basel.ch

TICKETCORNER VORVERKAUF
AB 24. NOVEMBER 2014

16th
BLUES
Festival
BASEL
bluesbasel.ch

14.–19. April
2015



VALIANT

smart

Carlsberg

SWISSLOS
Basel-Landschaft

Basel⁺
Culture Unlimited.
www.basel.com

sole uno
Wellness-Welt
im Parkresort Rheinfelden

BASILISK
SO TÖNT S' LÄBE

BaslerZeitung

helvetia

by
NEF AUTOMOBILE

McDonald's

MusikHug

radio
swissjazz

Messe Basel

ORIS
Swiss Made Watches
Since 1804

HOTEL
PALAZZO
***** BASEL

telebasel
durchblick. einblick. ausblick.

syngenta

audgetischt
Ihre kreative Eventagentur

SWISSLOS-Fonds
Basel-Stadt

IMMOLINE[®]
BASEL AG

JAZZ
IN MORE
Das Jazz & Blues Magazin

bluesnews.ch
Das Schweizer Bluesportal



Das neue Primarschuljahr bringt viel Neues mit sich – nicht nur für die Erstklässler. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Bildung

Erster Schultag für die sechste Primar in Basel

von Mara Wirthlin

Mit dem ersten Schultag hat nicht nur für die ABC-Schützen ein neues Kapitel angefangen, sondern für die gesamten Primarschulen in Basel-Stadt. Was sich verändert, darüber informierte Christoph Eymann am Montag im Bläsischulhaus. Warum ausgerechnet da, erklärte der Erziehungsdirektor auch gleich: «Dieses Schulhaus ist ein gutes Beispiel dafür», begründete Eymann, «wie weit wir mit der Schulharmonisierung allmählich sind.»

Im Rahmen des Reformprojekts Harmos wurde das Schulhaus für 13 Millionen Franken umgebaut. Für Lehrer und Schüler ist es aber nicht nur das erste Schuljahr im renovierten Gebäude, sondern auch mit einer sechsten Primarklasse. Pierre Felder, Leiter Volksschulen Basel-Stadt, verspricht sich viel von diesem sechsten Schuljahr und von Harmos im Allgemeinen: «Basel wird durch das neue System enorm entlastet, da es für so einen Mini-Kanton fast ein Ding der Unmöglichkeit war, ein eigenes, isoliertes Schulsystem aufrechtzuerhalten.» Auch die vielbeschworene erleichterte Mobilität zwischen den Kantonen rücke mit der Einführung der sechsten Primar einen Schritt näher.

Aber auch für die Schüler selbst sei das zusätzliche Primarjahr eine echte Berei-

cherung: «Es bedeutet für sie mehr Stabilität, wovon ihre Lernfortschritte nur profitieren können», sagt Felder.

Da auch der Kindergarten im idealen Fall – wie im Bläsischulhaus – zum selben Kollegium gehört und sich auf dem gleichen Areal befindet, sind die Kinder insgesamt acht Jahre lang in einem ähnlichen Umfeld, haben nur wenige Wechsel der Lehr- und Betreuungspersonen. «Wandel» solle nur noch in jenen Bereichen stattfinden, wo er der «Altersentwicklung der Kinder» zugutekomme.

Die sechste Primar ist ein entscheidendes Schuljahr, an dessen Ende sich für die Schüler herausstellen wird, in welche Sekundarschul-Stufe sie eintreten. Bei der Selektion spielen sowohl das Januar- als auch das Junizeugnis eine Rolle. Wenn beide Zeugnisse dem nötigen Notendurchschnitt für eine Stufe entsprechen, ist man definitiv aufgenommen, ist nur einer der beiden Notendurchschnitte genügend, ist man für ein halbes Jahr provisorisch.

Selektion «ist weniger endgültig»

Die Selektion aber sei weitaus weniger endgültig als früher beim Übertritt von der Orientierungsschule in die Oberstufe, sagt Felder: Die unterschiedlichen Sekundarstufen befinden sich alle im gleichen Schulhaus und werden von den gleichen Lehrpersonen unterrichtet, das erlaubt mehr Flexibilität zwischen den Stufen als früher.

Zudem kann man ein schlechtes Zeugnis im Winter mit einem guten Junizeugnis immer noch aufholen. Schliesslich besteht weiterhin die Möglichkeit, über eine Aufnahmeprüfung in die gewünschte Stufe zu gelangen. «Die Schüler stehen vor dem Übertritt in die Sek weniger unter Druck als früher», sagt Felder.

Schulleiterin Christa Gilliéron ist erst einmal einfach froh darüber, endlich wieder im «Bläsi» das Schuljahr einzuläuten. Der Einführung der neuen Primarstufe blickt sie optimistisch entgegen: «Im letzten Jahr hatten wir erstmals eine fünfte Primarschulklasse und haben daher schon vieles darüber gelernt, wie man dieser neuen Altersstufe begegnen sollte.» So würde man versuchen, die Jugendlichen ernst zu nehmen und intensiver in den Schulhausalltag miteinzubeziehen.

Noten statt Smiley kommt gut an

Zum Teil sei es hart für die Schüler, dass ihre Leistungen plötzlich mit Noten bewertet werden. «Grundsätzlich wurde dies aber von den meisten geschätzt», sagt Gilliéron. Im Rahmen der Medienkonferenz hatten die Journalisten noch die Gelegenheit, eine frischgebackene sechste Primarschulklasse bei ihrer ersten Lektion zu besuchen und Fragen zu stellen. Und tatsächlich: Die meisten scheinen das neue Notensystem positiv aufzunehmen. Tanja etwa sagt, dass sie nun zwar mehr lernen müsse, um gute Noten zu erzielen, als früher für ein Smiley. Doch durch die Noten wisse sie, woran sie sei: «Eine gute Note ist wie eine Belohnung für die Anstrengung.»

In einem weiteren Punkt scheinen sich die Schüler der Klasse einig zu sein: Fast alle wollen es in die Sekundarstufe P, die Vorstufe zum Gymnasium, schaffen. «Weil man dann am meisten Chancen hat!», sagt ein Junge. Was sie werden wollen, wissen die meisten aber noch nicht konkret.

Ins Gymi auf Gedeih und Verderb?

Felder sagt dazu: «Die Priorisierung des Gymnasiums ist gesellschaftlich leider immer noch tief verankert, viele überlegen sich nicht zuerst, in welche Richtung der Ausbildungsweg gehen soll, sondern versteifen sich von Anfang an aufs Gymnasium.» Diese Auffassung werde vor allem zu Hause genährt, aber auch die Lehrpersonen könnten hier noch einiges dazulernen. Im Kanton Basel-Stadt sei es auffällig, dass enorm viele das Gymnasium absolvieren, und nur wenige einen Hochschulabschluss machen.

Diese Diskrepanz soll sich ändern: «Wir wollen den Jugendlichen, aber auch ihren Eltern, die Möglichkeiten der Berufsbildung wieder etwas schmackhafter machen, nicht nur als zweite Wahl. Im Falle einer Berufsbildung ist das Gymnasium oft sogar ein Nachteil, da man dann eher spät dran ist, um eine Lehrstelle zu finden», sagt Felder. Auch hier soll die verlängerte Primarschule eine Besserung mit sich bringen: «Die Berufsberatung soll neu früher beginnen, so können die Schüler lernen, sich ernsthaft zu fragen, in welche Richtung es gehen soll.»

tageswoche.ch/+vi8w0

Gastronomie

Die Pächterin des «eo ipso» schmeisst hin

von Yen Duong

Das Restaurant eo ipso im Gundeli steht vor einer ungewissen Zukunft: Die Inhaberin und Mitgründerin der beliebten Beiz mit Cocktailbar, Lonja Schmid, hat gekündigt. «Ich mach nur noch bis Ende Januar 2015, dann läuft der Mietvertrag aus.» Zu diesem Schritt haben sie «vielfältige Gründe» bewogen.

Schmid lässt durchblicken, dass sie auf dem Gundeldinger Feld zunehmend mit schwierigen Bedingungen zu kämpfen hatte: Weniger Gäste, viel Personalwechsel und Konkurrenzdruck. «Der Betrieb läuft schon noch gut, aber es ist nicht mehr so wie vor ein paar Jahren», sagt Schmid. Der Betrieb brauche neue Kräfte, sie habe lange überlegt und keinen für sie gangbaren Weg aus den Schwierigkeiten gefunden. Die Kantensprung AG, Betreiberin des Gundeldinger Felds, muss nun einen neuen Pächter suchen. Über die Zukunft informieren will das Unternehmen Ende August.

tageswoche.ch/+tiwf7

Reaktionen aus der Community

von Rolf Wilhelm
• Es wäre schade, wenn das eo ipso nicht weitermachen würde.

von MSuess
• Das Essen im eo war immer hervorragend. Aber viele der ehemaligen Stammgäste sind jetzt Teilzeit arbeitende Eltern mit einem klammen Portemonnaie.

von Lonja Schmid
• Ja, die Preise sind immer ein Thema, das verstehe ich auch. Aber warum sind wir nicht bereit, das zu bezahlen, was es WIRKLICH kostet?



Kreative Strafaktion unter Sprayern.

FOTO: WANDSCHMUCK BASEL

Protest

Graffiti-Tram wurde geteert und gefedert

von Daniel Faulhaber

In bester Wildwest-Manier haben Unbekannte das Graffiti-Tram auf offener Strasse geteert und gefedert. Die Aktion überrascht aber nicht alle: Im Blog Wandschmuck Basel entbrannte zu diesem Tram eine rege Diskussion. Nicht alle goutierten das Werk des Graffitikünstlers Boogie. Sie monierten, die Instrumentalisierung von Graffiti zu Werbezwecken widerspreche dem Spirit der Szene. Andere hörten den Neid aus den Gegnern spre-

chen. Jeder Künstler habe das Recht, für seine Kunst bezahlt zu werden, hiess es von Seiten der Befürworter.

Der Betreiber der Plattform Wandschmuck interpretiert die Wildwest-Aktion nicht unbedingt als Angriff auf den Künstler. Viel eher sieht er darin ein Zeichen gegen den widersprüchlichen Umgang der Stadt mit dem Thema Graffiti. «In der Regel werden Wandbilder nicht toleriert, sobald sie jedoch im Hochglanz-Format daherkommen, sind sie okay», sagt er. Dass unliebsame Graffiti mit Teer und Federn abgestraft werden, hat er noch nie erlebt.

Weniger Glück als das Tram, das mit einem Teerspritzer davonkam, hatte ein Bild desselben Graffitikünstlers im Horburgpark. Hier wurde die gesamte Wand geteert und mit Federn überzogen. In Anspielung auf den Slogan des Bekleidungs Herstellers, für den das Tram wirbt, steht da: «Go Home.»

Mehr Bilder: tageswoche.ch/+Orsmg

ANZEIGE

TagesWoche

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30-12 und 13-17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

HIOB
INTERNATIONAL

Staatlich anerkanntes Hilfswerk

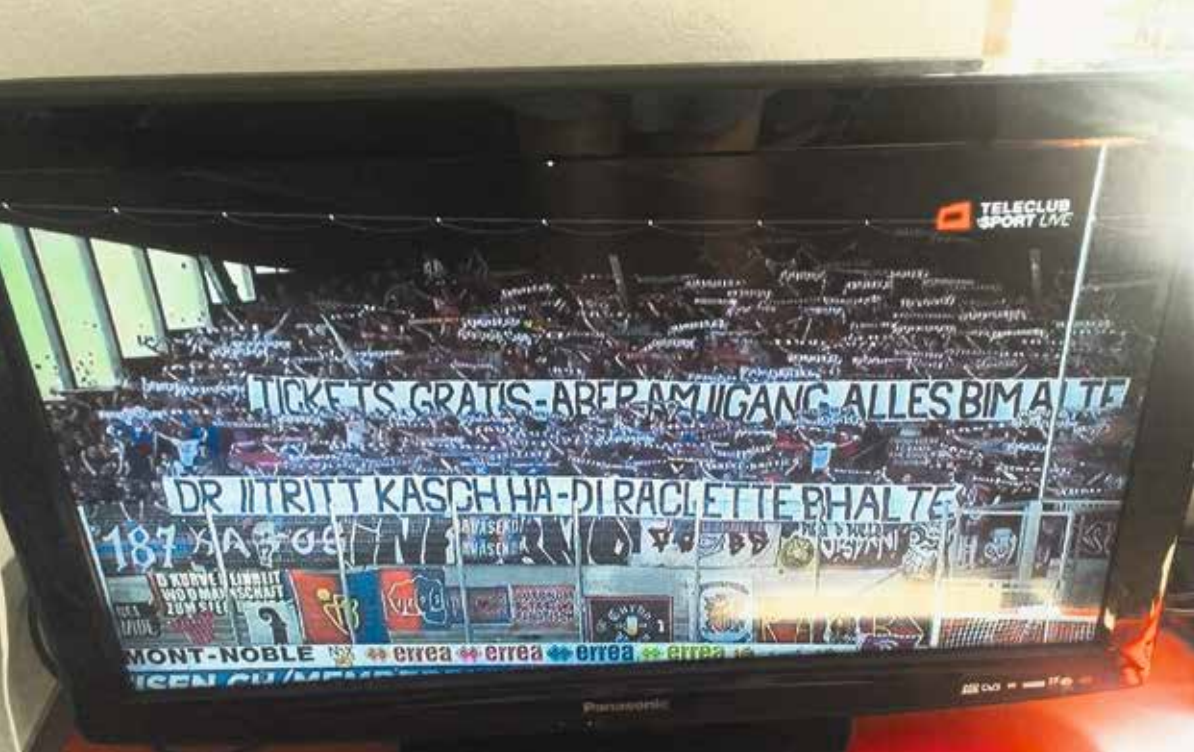
› **GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME**
für Wiederverkäufliches

› **RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN**
zu fairen Preisen

Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

HELFEN WO NOT IST
Mit Ihrem Einkauf helfen auch Sie!



Die Basler liessen sich nicht vom Walliser Käse einwickeln.

FOTO: TELECLUB

FC Basel

Fans haben keine Lust auf Gratis-Raclette

von Florian Raz

dreissig Raclette-Öfen und 15 Raclette-Öfen-Betreiber hatte der FC Sion für das Spiel gegen den FC Basel aufgeboden, um 1000 Basler Anhängern gratis eine Portion der Walliser Spezialität zu offerieren. Ausserdem galt: freier Eintritt für den Gästesektor.

So sieht es das neue Konzept von Sions Präsident Christian Constantin vor, der sich vorgenommen hat, die Gästefans künftig auch wirklich als Gäste zu empfangen. Das mit dem Gedanken, dass nach einer derart netten Begrüssung künftig keine Ausschreitungen in und um das Tourbillon mehr vorkommen sollen.

Ganz aufzugehen scheint diese Idee allerdings nicht. Jene Basler Fans jedenfalls, die mit dem Extrazug angereist waren, verzichteten grösstenteils auf das Gratis-Raclette – und teilweise auch auf den freien Eintritt.

«Wenn sich die Fans gut benehmen und noch spenden, ist das doch ein Erfolg», sagt Christian Constantin.

Grund für die Zurückweisung: Viel lieber als mit geschmolzenem Käse würde der harte Kern der Basler Anhänger an den Sta-

diontoren von besonnener auftretenden Sicherheitsleuten empfangen. Immer wieder hatten sich in den letzten Jahren an den rigorosen Eingangskontrollen zum Tourbillon Aggressionen und Scharmützel entzündet.

Auf diesem Gebiet scheint es – zumindest an diesem Sonntag – zu keinen Verbesserungen gekommen zu sein. So müssen die Transparente gedeutet werden, die die Basler Anhänger kurz vor Anpfiff in die Höhe hielten: «Tickets gratis – aber am Iggang alles bim Alte. Dr Iitritt kasch ha – di Raclette bhalte.»

10 000 Franken für altes Hospiz

Die Basler sammelten das Eintrittsgeld in einer Art Kollekte und bekamen so rund 10 000 Franken zusammen, also etwa zehn Franken pro Person im Fansektor. Dieses Geld soll laut «Le Nouvelliste» direkt an Sions Präsidenten Constantin gegangen sein. Und dieser wiederum will es spenden.

Die 10 000 Franken gehen an Pater José Mittaz vom Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard. Der 1000 Jahre alte Ort, an dem die legendären Bernhardiner-Hunde gezüchtet wurden, braucht bis Ende 2017 rund 4,7 Millionen Franken für eine Renovierung.

Auf die Frage, ob sein Raclette-Konzept nun gescheitert sei, antwortete Constantin dem «Nouveliste»: «Machen Sie Witze? Wenn sich die Fans jedes Mal so gut benehmen wie heute – und erst noch 10 000 Franken für einen guten Zweck spenden, ist das doch eher ein Erfolg!»

Während der Partie zündeten die Basler Fans einmal Leuchtpetarden. Ansonsten wurden keinerlei Probleme bekannt.

tageswoche.ch/+48eme

Alles zum Spiel des FCB beim FC Sion vom Sonntag unter: tageswoche.ch/sport. Am Samstag berichten wir live ab 17 Uhr vom Cupspiel des FC Basel in Genf gegen den 2. Ligisten CS Italien.

Reaktionen aus der Community

von Markus Christen

Grossartige Aktion! Klares Statement! Gewaltfrei und mit einer guten Aktion verbunden.

von KWilli

Endlich sind sie da – die wahren Helden. Richtige Identifikationsfiguren, Winkelriede der Neuzeit. Verprügeln niemanden, essen kein Gratis-Raclette und bezahlen den Eintritt selber.

von Georg

Leider wird das Hans-Peter Müller und Joël Thüring herzlich wenig interessieren. Machen wir uns auf einen gehässigen Abstimmungskampf gefasst, welcher erfolgreich sein wird. Die Zeichen stehen auf konservative Law-and-order-Revolution. Leider.

Hooligan-Stopp

Initianten haben keinen Rappen

von Renato Beck

Die beiden umtriebigen Politiker Peter H. Müller (CVP) und Joël Thüring (SVP) müssen eine sichere Sache erkannt haben, als sie die «Hooligan-Stopp-Initiative» auf den Weg brachten. Schweizweit wurde das verschärfte Hooligan-Konkordat, wo es vors Volk kam, mit Mehrheiten von 80 Prozent und mehr angenommen. In den beiden Basel aber verhinderten die Parlamente jeweils deutlich einen Beitritt zum Konkordat, einem Bündel von Gesetzesverschärfungen für den Kampf gegen Fangewalt.

Mit einem eher leichtgewichtig bestückten Komitee vor allem aus CVP-, EVP- und SVP-Politikern versuchen die Initianten nun in den nächsten 18 Monaten die 4500 nötigen Unterschriften zusammenzubekommen. 3000 davon muss alleine SVP-Mann Joël Thüring in Basel-Stadt beschaffen.

Kein leichtes Unterfangen, wie Thüring einräumen muss. Parteien haben sich keine hinter die Initiative gestellt, Geldgeber zu finden, habe er gar nicht erst versucht: «Wir haben noch nicht einmal ein Spendenkonto eingerichtet, ich wüsste auch nicht, welche Verbände dafür Geld geben würden.»

Website ist nur geparkt

Ein knappes Dutzend Helfer hat Thüring beisammen, um die Unterschriften zu sammeln. Gelingen soll das über Werbung im Bekanntenkreis, vorwiegend aber mittels Versand: «Wir müssen in die Briefkästen kommen.» Auch über eine Website will Thüring auf die Hooligan-Initiative aufmerksam machen, allerdings war diese kurz nach der Vorstellung der Kampagne noch immer im geparkten Modus.

Schwierig war bereits die Genese der neuen Initiative. In Baselland mussten dazu die rechtlichen Rahmenbedingungen weit gedehnt werden. Der Landratsbeschluss zum Konkordat lässt sich eigentlich mit einer Volksinitiative nicht mehr kippen. Über eine Verfassungsinitiative hat CVP-Landrat Müller schliesslich einen reichlich umstrittenen Weg gefunden. Man habe «fünf gerade sein lassen», um die Initiative zuzulassen, gab Landschreiber Peter Vetter der «Basler Zeitung» zu Protokoll.

Auch in Basel-Stadt hielt sich die Begeisterung für Thürings Gang vors Volk in Grenzen. Die eigene Partei war im Grossen Rat gespalten, Rats- und Parteikollege Heinrich Überwasser griff Thüring sogar offen an.

tageswoche.ch/+cd0iv

NEIN

**BASEL
BRAUCHT NEUEN
WOHNRAUM...**

**zur Stadtrandentwicklung
AM 28. SEPTEMBER**



***...ABER MIT RESPEKT:
ÖKOLOGISCH UND DURCHMISCHT!***



Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Rangun

Nicht unter, sondern auf einer Brücke übernachten diese zwei Obdachlosen in Myanmar. Und schützen müssen sie sich nicht gegen Kälte, sondern vor Stichen, darum haben sie sich in Moskitonetze gewickelt.

REUTERS/SOE ZEYA TUN

**Al-Asraq**

Das jordanische Al-Asraq ist bekannt für sein Wüstenschloss. Nun aber entsteht dort ein Lager für syrische Flüchtlinge. Dieser Frau dürften Bau Denkmäler so egal sein wie die Wandgemälde auf der Blechhütte – Hauptsache, ihr Kind findet Schutz vor dem Bürgerkrieg in der Heimat.

REUTERS/
MUHAMMAD HAMED**Basel**

Farbverwirrung bei der neu formierten Regierung: Der Liberale Christoph Eymann trägt grün, der Grüne Guy Morin rot und der rote Hans-Peter Wessels grau...enhaft.

KEYSTONE/
GEORGIOS KEFALS



Gaza City

Nein, heilen wird auch die hilflose Handgeste hier nichts mehr. Eine Palästinenserin nutzt die Feuerpause zur Rückkehr in ihr Haus, das während eines israelischen Luftangriffs schwer beschädigt wurde.

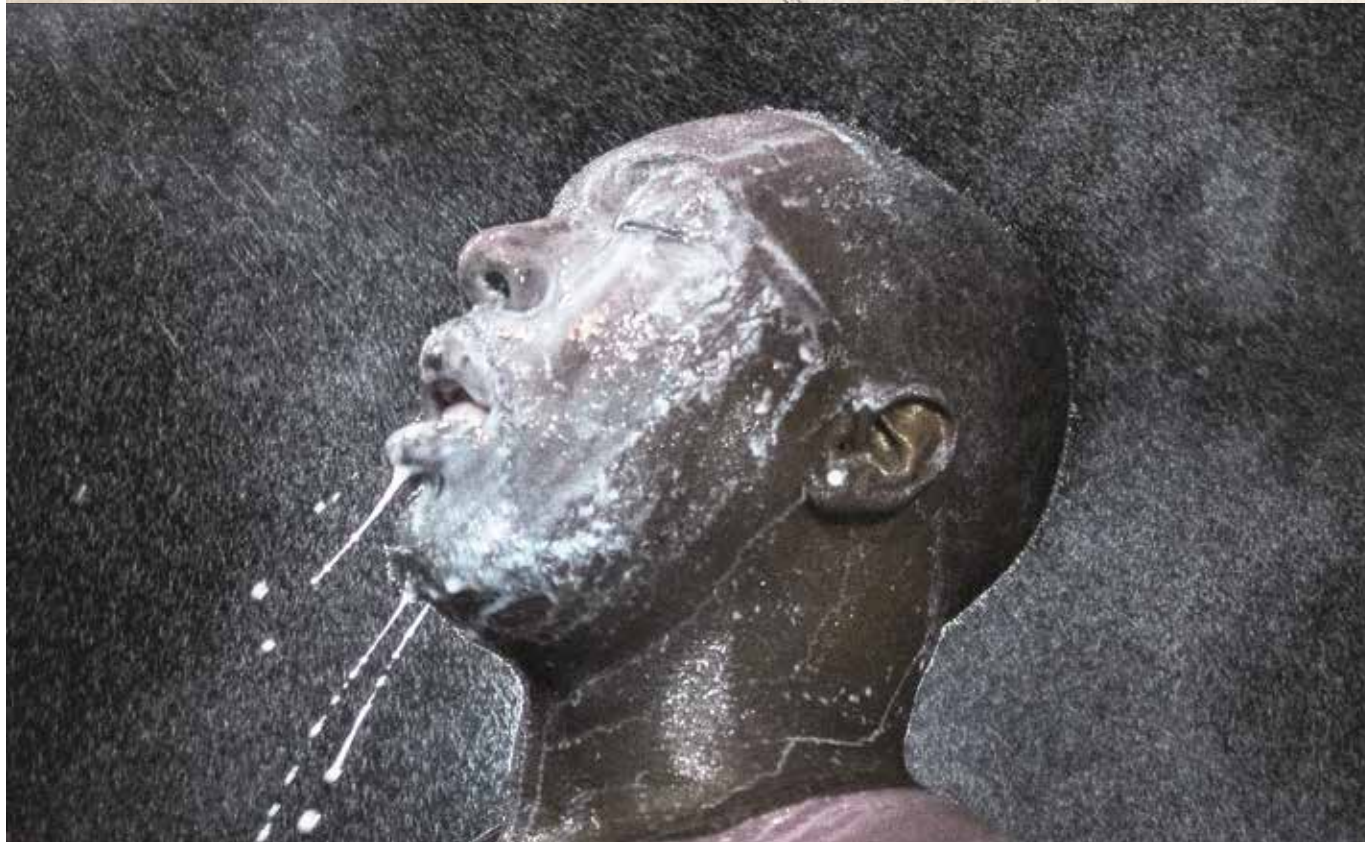
REUTERS/SUHAIB SALEM



Ferguson

Auch Schwarze können zu Milchgesichtern werden. Zumindest als Demonstrant gegen Polizeigewalt. Die Staatsgewalt beantwortete die Protestmärsche gegen die Tötung eines Teenagers mit Reizstoffen. Und gegen die, das weiss man auch in der Schweiz, hilft am besten Milch als zuverlässiger Neutralisator.

REUTERS/ADREES LATIF



Fussball ohne Gewalt und Gemotze:
Die Fairplay-Liga ohne Schiedsrichter ist
auf dem Siegeszug durch Deutschland.

Schiedsrichter sind nur zum Bescheissen da

von Bernd Müllender

Der Burtscheider Turnverein 1873 e.V. aus Aachen spielt heute gegen den SV Bergwacht Rohren/Kalterherberg aus der Eifel. D-Jugend, das sind die 12- bis 13-Jährigen. Ein frühsummerlicher Nachmittag, ein idyllischer Platz. Der Schiedsrichter im Trainingsanzug gibt sich mit sehr schriller Pfeife sehr autoritär. Die beiden Trainer haben je eine Seitenlinie für sich und brüllen, dass es in den Ohren schmerzt.

Als ein BTVler für eine Schwalbe einen Freistoss bekommt, setzt es ein anerkennendes Augenzwinkern: «Wenn sich von den andern keiner beschwert.» Ein anderes Mal ruft ein Betreuer seinem Schützling zu: «Drauf, angreifen! – Der kann nix!» Darf man so was Gemeines über einen 12-Jährigen der Gegnerteam sagen?

Fussball. Leistung zeigen. Besser sein als die anderen. Vereinsfussball als Schule der Nation. Wird man im Club zum Teamplayer, zum Fairness-Freund – oder zum kleinen Widerling?

Das, sagt Ralf Klohr, komme, wie bei allen Sportarten, entscheidend auf die Trainer an und die Vereine. «Grundsätzlich lernt man im Fussball Teamplayer zu sein,

Kinder wissen auch ohne Schiedsrichter, was auf dem Fussballplatz Recht und Unrecht ist.

FOTO: IMAGO SPORTFOTODIENST



Fairness-Freund nicht unbedingt. Schummeln ist beim Fussball nun mal normal. Und Arschlöcher gab es schon immer.»

Ralf Klohr ist ein sehr wichtiger Mann im deutschen Fussball. Obwohl ihn kaum wer kennt. Der heute 51-Jährige hat die Fairplay-Liga erfunden, unermüdlich beworben, entwickelt und verbreitet. Die Kernidee: Die angeblich unverzichtbaren Erwachsenen beim Kinderfussball stören nur. Und vor allem: keine Schiedsrichter mehr. Auch Siebenjährige können im Spiel alles allein regeln – angeleitet, unterstützt und zurückhaltend beaufsichtigt von ihren Trainern, die sich in einer gemeinsamen Coachingzone aufzuhalten haben. Es geht um maximale Freiheit für die Kleinen, um eigenverantwortliches Lernen.

Und es soll Ruhe herrschen: Eltern haben zum Spielfeld Abstand zu halten, mindestens 15 Meter. «Ich will Eltern in ihren Emotionen stören», sagt Klohr. Deren Aggression, Anfeuern, Reinrufen löst oft Kettenreaktionen aus. «Dieser Zündstoff muss raus.» Stattdessen: «Liebe zum Kind braucht Abstand, Vertrauen und Zutrauen.»

Ralf Klohr ist auf Mission. «Kinderfussball ist eines der komplexesten Dinge überhaupt. Leider nimmt das niemand so richtig ernst. Das Thema bebt in mir.» Klohr, selbst Vater zweier Fussballöhne, lange Jahre Jugendleiter in einem Verein bei Aachen, hatte «durch langes Nachdenken» die Idee Fairplay-Liga Stück um Stück entwickelt. Auslöser war 2006 der Zeitungsbericht über Randalere bei einem Kinderspiel im Nachbarort. Im Kreisverband Aachen gab es anfangs vereinzelt Hinweise der Art: «Kinder sind doch überfordert ohne Schiedsrichter.» Klohrs Antwort: Auf Millionen Bolzplätzen weltweit sind sie es auch nicht.

Eine Randalere als Initialzündung

2007 gab es bei 7- bis 9-Jährigen in Aachen die ersten Pilotprojekte, mittlerweile spielt die F-Jugend fast bundesweit schiedsrichterbefreit. Auch die E-Jugend (10–11 Jahre) ist im Verband Mittelrhein weitgehend als Fairplay-Liga unterwegs. Erst in der vorpubertären D-Jugend kommt dann der Schiedsrichter dazu. Noch. In Köln bei der D-Jugend (KreisSpielbetrieb) und in der Kreisliga der Männer in Flensburg-Schleswig gibt es die ersten Versuche, die Verantwortung zumindest zu teilen: Der Schiedsrichter entscheidet über Abseits, Hand und Foul, die Spieler entscheiden über Einwurf, Abstoss, Eckstoss.

Ralf Klohr hat im trägen Tanker DFB (Deutscher Fussball-Bund) vielleicht mehr verändert als so mancher Bundestrainer und Präsident zusammen. Und die Szene hat ein Umdenken dringend nötig. Im spanischen Leon wurde noch im März ein 16-jähriger Schiedsrichter vom Vater eines Spielers krankenhausreif geschlagen. Im holländischen Almere traten 2012 drei Jugendliche einen Linienrichter tot.

Woche für Woche werden auch auf hiesigen Fussballplätzen Eltern, meist Väter, rabiat. Selbst bei den Kleinsten. Sie empören sich über vermeintlich unfaire Gegen-

spieler der eigenen Brut oder maulen andere Eltern neben sich an. Oliver Zeppenfeld, der Jugend-Bildungsreferent des Verbandes Mittelrhein in Hennef, war diesen Winter Augenzeuge bei einem Hallenturnier für Bambini (5–6 Jahre), als zwei Väter plötzlich kurz vor der Schlägerei waren: «Die standen sich Nase an Nase gegenüber. Da hat nur ein Funke gefehlt. Unglaublich.»

Verantwortlichkeit verteilen

Funktioniert die Fairplay-Liga wirklich? Ein F-Jugendspiel des Jahrgangs 2006 im Kreis Aachen, DJK Armada Euchen-Würselen gegen Blau-Weiss Burtscheid. Vor dem Anstoss erklären die Trainer den Kids am Anstosspunkt wie immer das Prozedere: untereinander bitte einig bei Einwurf und Ecke, Handspiel zugeben, kein Streit, keine Meckerei, fair bleiben. Die Kleinen nicken. Alles läuft geschmeidig.

Bald jedoch fällt auf, dass die Euchener Kids als Heimteam fast jeden Einwurf wie automatisch selbst ausführen und die Gegnerchen zwar schon mal kurz maulen, sich aber fügen. Entscheidet eine zufällige Gruppendreistigkeit, sind kleine Kinder auswärts schüchterner? Immerhin geht es 6:6 aus, und alle sind am Ende zufrieden. Nur Blau-Weiss-Stürmer Lionel murrte, sein Schuss an die Lattenunterkante sei «sicher drin gewesen. Ein guter Schiedsrichter wie in der Bundesliga hätte das gesehen!»

Tja, sagt Ralf Klohr, wenn es tatsächlich informelle Machtspiele gegeben habe, hätten die Trainer nachher darüber reden müssen, auch mit ihren Kindern. «Aber wenn die sich nicht übervorteilt gefühlt haben, ist es doch okay.» Und vielleicht hat der partiische Lionel-Vater das nur falsch beobachtet mit den Einwüfen? Fussballväter sind, auch bei dieser Recherche, vielleicht manchmal nicht ganz bei Sinnen.

Ralf Klohr ist Klimatechniker, Pädagoge hat er quasi in der job im Verein gelernt. Er sieht «das Problem im Kinderfussball in der Projektion der Wünsche von Erwachsenen auf die ihnen anvertrauten Kinder». Diese Projektion nehme «den Kindern ihre Realität, sie werden behandelt wie kleine Erwachsene. Das sind sie aber nicht; sie sind Kinder, die Zeit zur Entwicklung brauchen und ein Recht auf Ausbildung haben.» Man solle nicht glauben, sagt Klohr, dass man Fairness «über ein paar Appelle und plakative Aktionen erreichen kann. Fairness muss man leben und erleben, und das geht nur auf dem Platz. Deshalb muss man Bedingungen schaffen, um Fairness einzufordern. Einfordern kann ich aber nur etwas, wenn ich Verantwortlichkeiten verteile.»

Eine Woche später der nächste Fairplay-Match. Unablässig brüllt der Kindertrainer des SV Eilendorf während des Spiels dermassen auf seine siebenjährigen Schützlinge ein, dass sich Jürgen Klopp und Christian Streich, die grössten Springteufel an den Seitenlinien der Bundesliga, geschämt hätten. Das wunderbar alberne «Weiter, Männer!» zu den Knirpsen gibt es auch. Eltern fordern ihn nachher zum Gespräch. Ihm sei das gar nicht aufgefallen, sagt der Mann.

ANZEIGE

Wohnen

Das TagesWoche-Magazin über Bauen und Wohnen in der Nordwestschweiz

Nächste Ausgabe:
26. September 2014



Neue Medien Basel AG
Telefon 061 561 61 50
info@neuemedienbasel.ch

Soll nicht mehr vorkommen. «Der war ja nervig», sagt auch Lionel.

Zentraler Begriff der Fairplay-Liga ist Eigenverantwortung. Kinder, sagt Ralf Klohr, wüssten sehr genau, wenn sie etwas Verbotenes getan haben. Wenn eine Schiedsrichter-Autorität dabei ist, lerne man nur das Abschieben von Verantwortung und unfaires Schummeln. Foulen sei zwar nicht erlaubt, das oberste Gesetz aber laute: sich nicht erwischen lassen. Der Profifussball bietet diese Vorbilder: «Wenn ein Ball ins Aus geht, heben oft beide Beteiligte den Arm, um den Einwurf für sich zu reklamieren. Da weiss man doch schon: Einer lügt.»

Mittlerweile bekommt Klohr Bürgerpreise und Verbandsmedaillen. Stolz ist er darauf, dass seine Idee jetzt auch in den Niederlanden umgesetzt wird. Im Frühjahr ernannte der Landespräventionsrat des nordrhein-westfälischen Justizministeriums die Fairplay-Liga zum «Projekt des Monats».

Fussball bleibt Ehrgeiz

Der Verbandsfussball hätte sich schon vor 25 Jahren vor der eigenen Haustür umgucken können. Die Bunte Liga Aachen, grösste selbstorganisierte Freizeitliga Deutschlands, kennt seit jeher keine Schiedsrichter. Bei Partisan Eifelstrasse, Juventus Senile oder Nothing Toulouse regelt man alles untereinander. Motto: «Schiedsrichter sind eh nur zum Bescheissen da.»

Meist klappt das auch, nur manchmal, etwa bei Abseitsstreitereien, ist die hehre Theorie grau. Auffällig: Fast immer sind es ehemalige Vereinsspieler, die eigene Fouls oder Handspiele nicht zugeben wollen. Schon vor Jahren machte in der Alternativ-Liga das Bonmot die Runde, dass solche Leute «vom DFB-Fussball nur schwer resozialisierbar» seien. Grosses Gelächter erntete einer, der einmal nach einem vermeintlichen Rempler des Gegenspielers theatralisch zu Boden sank und noch im Fallen «Schirriiii...» rief. Hallo, welcher Schiri?

Ralf Klohr lacht über das Bonmot: «Ja, so krank ist Fussball manchmal. Und das hat der wunderbare Sport nicht verdient.» Ist Fussball so ernst? «Todernst!»

Auch in der Bunten Liga will man gewinnen, wenn auch, wie es so schön heisst, nicht um jeden Preis. Fussball bleibt Ehrgeiz, jeder Einwurf an der Mittellinie ist wichtig. Die D-Jugendlichen von ganz am Anfang spielen in der «Kreisleistungsklasse». Das Spiel, hitzig von aussen, auf dem Platz ohne ein einziges absichtliches Foul, ging übrigens o:o aus.

Oliver Zeppenfeld, der Mann vom Verband Mittelrhein, sagt beiläufig einen erstaunlichen Satz: «Mit der Fairplay-Liga wollen wir den Kindern das Spiel zurückgeben.» Nur, wer hat es ihnen genommen? «Wir Erwachsenen», sagt Klohr mit Inbunst, «wir haben den Kindern unseren Fussball aufgedrückt, mit Tabellen, Ehrgeiz, Vergleichen. Damit hat das Elend angefangen. Wir brauchen kindgerechten Wettspielbetrieb. Wir müssen das Spiel loslassen, die Kinder weitgehend ungestört ihre Spiele spielen lassen.»

tageswoche.ch/+ip3hb



Der Trainer soll auch in der Schweiz als Partner der Kinder agieren. FOTO: GUDRUN PETERSEN

Kinderfussball

Ein neues Konzept im Schweizerischen Fussballverband SFV setzt Massstäbe.

Eltern und Trainer unter Kontrolle

von Christoph Kieslich

Eine Fairplay-Liga, so wie sie in Deutschland lanciert worden ist, kennt die Schweiz nicht. Die Idee von Ralf Klohr allerdings schon. Er stellte diese Fussball-Funktionären im März 2013 bei einer Tagung in Basel zum Kinderfussball vor. Zusammengefasst lauten die drei Leitlinien Klohrs: keine Schiedsrichter, Erwachsene auf Abstand und Trainer als Partner der Kinder.

Spiele ohne Schiedsrichter gibt es im Kinderfussballbereich auch in der Schweiz. Zumindest ohne offizielle. G-Junioren (5- und 6-Jährige) und F-Junioren (7- und 8-Jährige) kommen bei ihren in Turnierform gespielten Wettbewerben ohne Schiedsrichter aus. Bei E-Junioren (9- und 10-Jährige) kann es einen Unparteiischen geben, der selbst noch Jugendlicher sein soll und im besten Fall einen Kurzlehrgang hinter sich hat. Erst von den C-Junioren an bis zu den Erwachsenen werden die Spiele vom Verband mit Unparteiischen beschiedt.

Einvernehmliche Spielfortsetzung

Die Ideen der Fairplay-Liga sind in das Kinderfussball-Konzept des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV) eingeflossen. Autoren sind Peter Knäbel, der Technische Direktor, sowie die Fachbereichsleiter Bruno Tuffer und Raphael Kern. Neben Grundsätzen für das kindgerechte Training und die Betreuung der jüngsten Kicker sind klare Richtlinien für die Trainer im Kinderfussball aufgeschrieben worden.

So heisst es etwa: «Während den Spielen ist der Trainer stiller und aufmerksamer Beobachter. Die Entscheidungen im Spiel überlässt er den Kindern. Während der Aktion beeinflusst er die Kinder nicht.» Und den Eltern, die als Helfer oder Betreu-

er als «wichtiger Teil des Kinderfussballs» hervorgehoben werden, wird freundlich ins Stammbuch geschrieben: «Ihr teilweise emotionales Verhalten ist nachvollziehbar, bedarf aber einer sanften Kontrolle.»

Ranglisten werden im jüngsten Alter als «überflüssig» bezeichnet, und den Trainern wird in allen Alterskategorien vorgeschrieben, «stets nahe beieinander in der Coachingzone zu stehen, um das Spiel gemeinsam zu begleiten und in strittigen Situationen rasch eine einvernehmliche Spielfortsetzung zu ermöglichen».

Für Eltern, Verwandte und Bekannte wird eine Zuschauerzone empfohlen, «um räumliche und emotionale Distanz zwischen Eltern und Kindern zu schaffen».

Negativbeispiele auf den Fussballplätzen gibt es jedes Wochenende. «Es ist unglaublich, was Eltern oder Trainer zum Teil vom Stapel lassen», sagt Markus Comment, Schiedsrichter-Obmann des Regionalverbandes, «wie sollen da Jugendliche Respekt vor dem Schiedsrichter bekommen?»

60000 Kinderfussballer zwischen fünf und zehn Jahren sind in der Schweiz registriert, und Peter Knäbel hofft, mit dem Kinderfussball-Konzept einen Kulturwandel hinzubekommen. «Es hängt sehr viel von den Personen ab, von den Trainern, den Eltern.» Und eine Erkenntnis des erfahrenen Ausbildners Knäbel lautet: «Wo es keine Tabelle gibt, gibt es auch keine Probleme.»

Ralf Klohr ist glücklich und stolz, dass sein Vortrag in Basel auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Und auch wenn er bedauert, dass die Schweiz den Begriff der «Fairplay-Liga» nicht übernommen hat, so hält er fest: «Ganz Europa könnte sich eine Scheibe abschneiden von der Schweiz.»

tageswoche.ch/+93co5

HERZLICH WILLKOMMEN IN IHRER NEUEN MIGROS SCHÜTZENMATT

DONNERSTAG, 28. UND FREITAG, 29. AUGUST 2014



10%

**RABATT AUF DAS GANZE SORTIMENT
IN IHRER MIGROS SCHÜTZENMATT**

AUSGENOMMEN GEBÜHRENSÄCKE UND -MARKEN,
VIGNETTEN, DEPOTS, TAXKARTEN, E-LOADING, SIM-KARTEN,
GUTSCHEINE, GESCHENKKARTEN UND I-TUNES-KARTEN

Schützenmatt

Schützenmattstr. 27, 4051 Basel

MIGROS

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag: 8.00 – 18.30 Uhr und Samstag: 8.00 – 17.00 Uhr

Junge Betroffene aus der Region Basel führen ein Stück über Bulimie und Anorexie auf. Eine Herausforderung.

Essstörungen auf der Bühne

Heftige Szenen, aber nicht ohne Hoffnung – «Alles oder nichts». FOTO: ROLAND LÖTSCHER



von Jacqueline Beck

Angst. Kennst du auch, oder? Eine junge Frau tritt an den Bühnenrand, die Hände in den Taschen ihres Kapuzenpullovers. «Aber für mich bedeutet Angst, morgens aufzustehen, den Bus zu nehmen, Menschen zu treffen, nett sein zu müssen, essen zu müssen, perfekt sein zu müssen.» Sie fixiert die Zuschauerin: «Bist du wirklich sicher, dass du diese Angst kennst?»

Im Theaterstück «Alles oder nichts» zeigen junge Menschen, was es bedeutet, an einer Essstörung zu leiden. Es ist noch nicht der Ernstfall, doch schon die Probe im Gemeinschaftssaal einer Riehener Wohnsiedlung macht sichtbar, wie viel Ernsthaftigkeit hinter dem partizipativen Theaterprojekt steckt, das am Freitag, 22. August, im «Unternehmen Mitte» Premiere feiert. Die Szenen sind eindringlich, die Worte haben Gewicht.

«Reiss dich zusammen!», setzt Flavio* zum rhythmischen Sprechgesang an. «Iss doch einfach etwas!», stimmt Manuel ein. «Das kommt dann schon wieder», mischt sich die aufmunternde Stimme von Salome darunter. Begleitet vom tiefen, treibenden Streicherklang eines Cellos schwellen die Stimmen an, bewegen sich die Protagonisten in Richtung Publikum, formieren sich die Jugendlichen in einer Reihe zum schonungslosen Spiegel ihrer gegenüber.

Der Ehrgeiz der Essgestörten

Rund fünf von hundert Menschen leiden in der Schweiz an Essstörungen. Am häufigsten betroffen sind Mädchen und Frauen, ein Zehntel der Patienten sind männlich. Die meisten Betroffenen erkranken im jugendlichen Alter. Vielen sieht man die Krankheit nicht an, entsprechend einseitig ist die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit.

Die Annahme, dass an Magersucht oder Bulimie (Ess-Brech-Sucht) erkrankte Menschen einem falschen Schönheitsideal nachjagten und damit aufhören könnten, wenn sie nur wollten, ist weit verbreitet. In Tat und Wahrheit handelt es sich um tiefgreifende psychosomatische Erkrankungen, die den ganzen Organismus erfassen und verändern. «Das Projekt hat mich ge reizt, weil es die Möglichkeit bietet, unsere Krankheit einmal in all ihren Facetten zu zeigen», erklärt Philomena.

Die Frage, was die Betroffenen selbst der Öffentlichkeit mitteilen möchten, stand denn auch im Zentrum der künstlerischen Arbeit unter der Leitung von Stephan Laur (Regie), Barbara Imobersteg (Dramaturgie) und Michael Bürgin (Musik), die vor neun Monaten mit rund zwanzig Mitwirkenden ihren Anfang nahm. «Wir haben es mit sehr kreativen und kritischen jungen Menschen zu tun», betont Laur, der in Deutschland bereits ähnliche Projekte mit krebserkrankten Jugendlichen realisiert hat. Auf inhaltliche Vorgaben und eine Selektion der Teilnehmenden hat die Projektleitung bewusst verzichtet.

Obwohl Laien, bringen viele Darstellerinnen und Darsteller von «Alles oder nichts» ein hohes schauspielerisches, musikalisches oder tänzerisches Können mit. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass Menschen mit Essstörungen oft sehr ehrgeizig sind. Ausserdem bewältigen viele Betroffene ihren Krankheitsprozess mithilfe des Schreibens. So brachten einige Teilnehmende bereits bestehende Texte ins Stück ein, während andere Inhalte aus Gesprächen und Improvisationen heraus entwickelten. Entstanden ist ein rund einstündiges Werk, das ein vielschichtiges Bild innerer Landschaften zeichnet und gewohnte Blickwinkel infrage stellt.

Heilung als Nebeneffekt

Die Bewältigung einer Essstörung ist ein langwieriger Prozess, der von den Erkrankten und ihren Familien viel abverlangt. Die gesellschaftliche Stigmatisierung, mit der Betroffene häufig konfrontiert sind, macht den Weg aus der Krankheit noch beschwerlicher. Entsprechend viel Sensibilität erfordert die Auseinandersetzung damit im Rahmen eines Theaterprojekts. Auf die Befindlichkeit der Teilnehmenden wurde nicht nur während der Proben sorgsam achtgegeben, sondern sie hatte bis zuletzt auch Einfluss auf den Inhalt des Stückes.

«Nach einem halben Jahr gemeinsamer Probearbeit haben die Mitwirkenden plötzlich den Wunsch geäussert, die zuweilen heftigen Szenen mit hoffnungsvolleren Beiträgen zu ergänzen», berichtet Regisseur Laur. «Alles oder nichts» versteht sich zwar explizit nicht als therapeutisches Projekt. Doch im Theater finden die Beteiligten einen künstlerischen Freiraum, der ihnen neue Sichtweisen auf die eigenen Erfahrungen eröffnet – und so positive Veränderungen herbeiführen kann. Losgelöst von den Anforderungen einer Therapie ist eine unbeschwertere Form der Auseinandersetzung mit der eigenen Krankheit möglich. Denn auf der Bühne spielt niemand seine persönliche Geschichte oder interpretiert seine eigenen Texte.

«Ich habe mich extrem weiterentwickelt durch das Projekt», erzählt Salome. Dass bei der Erarbeitung des Theaters auch Mitwirkende dabei waren, die selber keine Essstörungen kennen, hat Vertrauen geschenkt, sich nach aussen zu öffnen. Wenn die Nervosität kurz vor dem Ernstfall der Premiere auch steigt, so überwiegt doch die Überzeugung, dass ein Austausch mit dem Umfeld wichtig ist. «Ich wünsche mir, dass die Leute mutiger werden, Fragen zu stellen», sagt Salome. Eine Einladung, der man unbedingt Folge leisten sollte.

tageswoche.ch/+71h0v ×

* Die Namen der Mitwirkenden wurden zu ihrem Schutz geändert.

«Alles oder nichts»

22./23./24. und 29./30. August,
20 Uhr, Unternehmen Mitte Basel
31. August und 1. September, 20 Uhr,
Kulturhotel Guggenheim Liestal

Theater-Projekt «Alles oder nichts»

Die Psychiaterin Barbara Rost über ihre Rolle als Expertin bei «Alles oder nichts».

«Zwanghafter Perfektionismus»

von Jacqueline Beck

Barbara Rost hat unser Ansinnen auf Herz und Nieren geprüft», sagt Regisseur Stephan Laur. Die Fachärztin für Psychiatrie begleitete die Konzeptphase von «Alles oder nichts» kritisch und wirkt während der Probearbeiten als Anker im Hintergrund, wenn Sorge um die gesundheitliche Entwicklung von Mitwirkenden oder das Bedürfnis nach einer psychotherapeutischen Beratung aufkam. Ihr Rüstzeug: Sie war stellvertretende Chefärztin an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik in Basel und Mitarbeiterin am Universitätskinderspital im Bereich der Psychosomatik.

Barbara Rost, was waren bei «Alles oder nichts» Ihre wichtigsten Anliegen?

Von vielen Erkrankten und ihrem Umfeld kenne ich das Bedürfnis, diese Krankheit besser zu verstehen. Die Fachwelt kann viele Fragen zu den Ursachen bis heute nicht beantworten. Die Heilungschancen sind begrenzt und das Risiko, an den Folgen einer Anorexie zu sterben, ist hoch. Das bewegt alle Betroffenen zutiefst und entsprechend gross ist die Bereitschaft, zu einem besseren Verständnis beizutragen. Deshalb habe ich das Projekt grundsätzlich unterstützt. Jugendliche sind in ihrem Kranksein aber auch sehr verletzlich.

Was hiess das für Sie?

Wir haben sorgsam darauf geschaut, dass keine akut kranken Patienten teilnehmen. Menschen mit Essstörungen leiden an einem zwanghaften Perfektionismus. Was sie tun, wollen sie so vollkommen wie möglich tun. Häufig nehmen sie dabei ihre Grenzen nicht rechtzeitig wahr, verausgaben sich bis zur totalen Erschöpfung und gefährden sich damit selbst. Über diese Dynamik muss man im Rahmen eines solchen Projektes sehr offen sprechen.

Viele Menschen essen wenig oder treiben exzessiv Sport, weil sie abnehmen oder schlank bleiben wollen.

Wann ist die Grenze zur Magersucht überschritten?

Die Diagnose einer Essstörung erfordert eine sehr sorgfältige medizinische und psychotherapeutische Abklärung. Frühe Zeichen sind neben einem möglichen Ausbleiben der Menstruation die Veränderung in der Art der Nahrungsaufnahme und die Tatsache, dass das Denken ans Essen immer mehr Platz im Kopf einnimmt. Am Anfang der Krankheit steht häufig, aber keineswegs immer, der Wunsch, schlanker zu sein oder Gewicht zu verlieren. Damit ist das Gefühl verbunden, jederzeit wieder mit dem Abnehmen aufhören zu können.



Barbara Rost: «Wer Essstörungen hat, nimmt häufig seine Grenzen nicht rechtzeitig wahr.»

Doch das geht nicht?

Innert vier bis sechs Wochen verselbstständigt sich der Krankheitsprozess und entgleitet zunehmend der willentlichen Steuerung und Kontrolle. Je länger die Krankheitsdauer, desto zwanghafter wird das Denken und desto schwieriger wird es, gegen die Erkrankung anzukämpfen. Bei frühem Erkrankungsbeginn und früh einsetzender Behandlung liegt die Heilungschance bei 70 Prozent. In 30 Prozent der Fälle bleiben körperliche und psychische Symptome bestehen. Heilung heisst, frei zu sein von körperlicher und psychischer Symptomatik.

Womit erklären Sie sich, dass die Schwere dieser Krankheit in der Öffentlichkeit nach wie vor verkannt ist?

In der Fachliteratur ist immer wieder vom «Rätsel der Magersucht» die Rede. Die Frage, inwiefern biologisch-genetische, gesellschaftliche und individuelle psychologische Faktoren das Auftreten der Krankheit begünstigen, beschäftigt die Menschen, seitdem über Essstörungen gesprochen und geforscht wird. Wer sich nicht sehr genau damit auseinandersetzt, kann die Krankheit aufgrund ihrer Komplexität kaum nachvollziehen. Die Erkrankten selbst erleben Phasen, in denen sie gesund sein möchten, es aber einfach nicht können. Das Widersprüchliche und Unfassbare dieser Krankheit ist schwer auszuhalten und bietet deshalb ein Feld für vereinfachende Erklärungsmodelle.

tageswoche.ch/+ ok31p ×

Bei ihrem Amtsantritt als künstlerische Leiterin der Kaserne Basel blies der deutschen Dramaturgin ein rauer Wind entgegen. Der hat sich seither gelegt.

Das verflixt lockere siebte Jahr

von Marc Krebs

Es hat eine besondere Qualität, wenn man sich in einer Stadt wie Basel im Kulturleben immer wieder begegnet und nicht ins Nähe vortäuschende «Du» verfällt. Carena Schlewitt weiss diese Distanz und Contenance zu wahren, ohne kühl und distanziert zu wirken. Vielmehr scheint sie vorsichtig. Bedächtig.

Wie bemerkenswert bedächtig sie ist, ahnte man noch nicht, als Schlewitt vor sechs Jahren nach Basel kam. Die künstlerische Leiterin (ihre offizielle Amtsbezeichnung), die Dramaturgin (ihr vorgängiger Beruf), die Theaterwissenschaftlerin (ihre Ausbildung), die zweifache Mutter (ihre Familie) vermittelte zunächst den Eindruck, im Stil einer eisernen Lady zu agieren.

Diese wenig charmante Anspielung auf die britische Hardlinerin Margaret Thatcher kursierte für kurze Zeit in der alternativen Szene Basels – nachdem sich Schlewitt 2008 in ersten Gesprächen mit ihrem Team vertraut gemacht und die beiden Musikchefs rausgeschmissen hatte. Ausgerechnet in jener Sparte, in der noch ein treues Publikum, eine grosse Lobby auszumachen war, sprach Carena Schlewitt kurz nach ihrer Ankunft in Basel Kündigungen aus.

Nachbarschaftliche Kontakte

Ausgerechnet dieses Standbein, das in der Kaserne noch für Warteschlangen an der Kasse sorgte, schien Schlewitt bei ihrem Amtsantritt abzusägen. Das sorgte für Unmut, für grosse Irritationen auch. «Ich weiss, dass mir damals vorgehalten wurde, dass ich die Musik aus der Kaserne verdrängen wollte», sagt sie heute. «Aber das wäre mir nie in den Sinn gekommen.»

Sie holte mit Laurence Desarzens eine Bookerin aus der Romandie nach Basel, die allerdings schon bald weiterzog, nach Frankreich, zu Red Bull. Schlewitt hatte die Kontinuität des Dreipartienhauses in einer schwierigen und sehr kritisch beäugten Phase aufs Spiel gesetzt. Sie brachte aber auch dringend benötigten frischen Wind.

Ein Wind, der manchen eine Spur zu heftig um die Ohren blies.

Vor sechs Jahren noch, als die Kaserne am Boden schien, wurde in Musikkreisen die Idee gewälzt, die bewegte Geschichte der Kaserne nachzuzeichnen.

In letzter Minute konnte damals verhindert werden, dass sich frustrierte Linke stärker in ihre Quartiere zurückzogen und dort die Faust im Sack machten. Im Gegenteil: Als Carena Schlewitt von Berlin nach Basel zog, da suchte sie zunächst den Kontakt zur Bevölkerung. Zu den umliegenden Mietern. «Nachbarn» hiess die Inszenierung, mit der sie Arealnutzer zusammenführte, sie miteinander vertraut machte und selber ein Gefühl erhielt für die Atmosphäre, die die Kaserne umgab. «Ich vertraue darauf, dass dieses Areal die Mischung beibehält», sagt sie heute. Auf keinen Fall möchte sie, dass sich diese vielgestaltige Nutzung eindimensional verändert.

Mit ihr, das machte Schlewitt von Beginn weg deutlich, würde eine neue Ära eingeläutet.

Dabei hat die Kaserne eine Vormachtstellung. Vieles deutet darauf hin, dass der Kulturbetrieb seine starke Position behaupten, ja, ausbauen und im Hauptbau neuen Nutzungen zuführen kann. Stichwort Proberäume, die seit vielen Jahren nicht nur im Musik-, sondern auch im Theaterbereich gefordert werden.

Schlewitt nähme eine Lösung mit Handkuss. 270 Veranstaltungen pro Jahr, rechnet sie vor. Das ist eine stattliche Anzahl – und die will auch mit Übernachtungen kombiniert sein.

Was ist nicht alles in der ehemaligen Militärkaserne angesiedelt? Vom Proberaum bis zum Spielfeld. Und dann ist da eben auch die Wendeltreppe zum Kasernenbüro

– und zur ältesten Moschee der Deutschschweiz.

Die Mischung mache das Areal aus, wiederholt Schlewitt. Da gehöre auch eine Moschee dazu, sagt sie. Aber mehr ist ihr nicht zu entlocken. Dass die Kaserne schwieg, als die Stadt der ältesten Moschee der Schweiz die Kündigung aussprach, kann man als unpolitische und/oder eigennützige Geste interpretieren. Denn die bisherige Moschee soll Platz schaffen. Platz, den die Kaserne selber längst brauchen kann. Dicht gedrängt sitzen die Mitarbeiter um Carena Schlewitt an einem langen Tisch, reiht sich die Chefin sprichwörtlich ein.

Und baut mit, an der Sehnsucht, an den Träumen, den Ideen, die mit dem Theater in der heutigen Zeit möglich sind. Mit ihr, das machte Schlewitt von Beginn weg deutlich, würde eine neue Ära eingeläutet. Nachdem ihr Vorgänger Urs Schaub eher wie ein Beamter auf uns wirkte, der Programme runterbetete, liess es Schlewitt krachen – im Theater und im Tanzbereich.

Wie lange will sie bleiben? 20 Jahre? Das wäre zu viel, sagt sie. Und lehnt sich für einmal aus dem Fenster. «Man baut auch seinen Staat auf.»

Sie sagt das mit Blick auf Birsfelden, wo das Theater Roxy, das kleinere Pendant zur Kaserne, lockt. Roxy-Gründer Christoph Meury unterstützte Schlewitt in den schwierigen Anfangsmonaten. Sah zu, wie dieser Phönix aus der Asche aufstieg, nachdem ihn die Frau aufgepöppelt hatte. Mit viel Geduld. Mit viel Einsatz. Mit viel Geschick. Mit viel Liebe.

Auf der Klaviatur der Diplomatie hat sie schon vor ihrer Ankunft in Basel zu spielen gelernt. Schlewitt wuchs in der Deutschen Demokratischen Republik auf, der DDR. Sie erkannte schon als junges Mädchen, dass man sich anpassen musste, wenn man die Ziele erreichen wollte, ohne den eigenen Skalp zu opfern.

Kasernen-Geschäftsführer Thomas Keller, der Schlewitt seit ihrem ersten Tag eng zur Seite steht, zieht sie gerne auf, indem er

Open Air



Gässli Film Festival

33 Kurzfilme von jungen Regie-Talenten stehen in diesem Jahr auf dem Programm des Gässli Film Festivals. Jurypräsident ist heuer Terry Zwigoff. Der amerikanische Kultregisseur wird seine Filme («Ghost World», «Bad Santa») zeigen, dem Publikum Red und Antwort stehen und einen Workshop leiten. Ein weiterer Meilenstein ist der Besuch des Underground-Cartoonisten Robert Crumb. ×

26. bis 31. August, Gerbergässlein, Basel.
• www.baselfilmfestival.ch

Lesung

Angelika Overath

Das Literaturhaus hat Anspruch auf Vielfalt. Anlässlich des Saisonbeginns hat es die dazu passende Autorin eingeladen: Angelika Overath. Sie ist Essayistin, Journalistin, promovierte Literaturwissenschaftlerin, äussert sich politisch, schreibt Prosa, stammt aus Karlsruhe, lebt im Bündner Bergdorf Sent – und feiert in Basel Lesepremiere mit ihrem neuen Roman «Sie dreht sich um». ×

Donnerstag, 28. August, 19 Uhr,
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3.
• www.literaturhaus-basel.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert.



Hat das Image der eisernen Lady überwunden: Carena Schlewitt. FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Die künstlerische Leiterin möchte die Kaserne in die Zukunft führen. FOTO: H.-J. WALTER

daran erinnert, dass «wir jetzt ins verflixte siebte Jahr kommen».

Doch eine weitere Krise scheint sich nicht abzuzeichnen. Das Dreispartenhaus im Kleinbasel wirkt solide finanziert, solide ausgelastet. Vorbei die Zeiten, als viele Stimmen (auch Politiker) forderten, die Kaserne sterben zu lassen, um etwas Neues zu schaffen. Die Kaserne, sie hat grad noch einmal die Kurve gekriegt.

Und Schlewitt? «Es gab andere Angebote», sagt sie, aber für die Nachfolge von Georges Delnon etwa habe sie sich nicht beworben. «An einem Stadttheater kommen Sachzwänge auf einen zu, die man auch nicht Tag für Tag haben möchte.»

«Ich bin auch zu Hause immer mit der Kaserne verbunden», sagt Schlewitt, die nicht etwa im Kleinbasel lebt, sondern auf Grossbasler Seite. «Wir brauchten rasch eine Wohnung, wurden auf Grossbasler Seite fündig, sagt sie. «Es gab Leute, die uns rieten, sogleich ins Kleinbasel zu ziehen. Eine Kasernen-Chefin, sagte mir mal, ein Kleinbasler müsse im Quartier wohnen.»

Muss man danach um eine Pause fürchten? «Jaaaaa, ein Sabbatical... Das könnte ich mir schon vorstellen», sagt Schlewitt. «Viel Lesen. Viel Nachdenken. Ruhe haben, viel Zeit und Ruhe, um an meinen Werken zu arbeiten.» Wir merken: Die Idee eines

Sabbaticals ist der Kasernen-Direktorin nicht ganz fremd. «Allerdings wäre es schon ein ziemlich mutiger Schritt», sagt sie. «Denn wer ein Jahr pausiert, der läuft Gefahr, dass er danach nicht mehr so leicht einsteigen kann.» Die Kaserne ist wie so viele Häuser, die ein Budget für Tanz und Theater haben, ein Glücksfall.

Offene Wünsche

Schaut man, welche unbeliebten Entscheidungen Schlewitt schon getroffen hat, welche Unsicherheiten sie überstehen musste, dann glaubt man nicht, dass sie heute oder morgen kündigen wird. Sondern erst mal die Früchte erntet.

Trägt sie deshalb diese Turnschuhe? Für den leichten Schritt? «New Balance»-Schuhe, ein Mode-Ding, lassen wir uns vom Sohn aufklären. Und: den Morgen mit Joggen beginnen. «Nein», sagt sie, «so sportlich bin ich nicht.» Sie fahre aber mit dem Velo zur Arbeit, liebe den Rhein. Das Schwimmen darin. Räumt aber ein, dass sie heuer nicht wirklich dazu gekommen sei. War ja auch eher ein «Sommer» als ein Sommer.

Noch haben sich nicht ganz alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt. Das räumt auch Schlewitt selber ein. «Es geht darum, mehrere Tanzsprachen in der Stadt zu haben, fünf, sechs Kompagnien zu haben, die im Roxy und der Kaserne auftreten. Das kann ich aber auch nur gebetsmühlenartig sagen, dass ich mir das wünschte.»

tageswoche.ch/+5bbaj

x

Theaterfestival Basel

Mit einem attraktiven Programm-Mix findet das 2012 erfolgreich wiederbelebte Festival seine zweite Auflage.

Packendes Fest der Bühnenkunst

von Dominique Spirgi

Es ist bereits zwei Jahre her, aber die Erinnerungen sind noch nicht verblasst. Es sind gute Erinnerungen: 2012 hatte Carena Schlewitt als künstlerische Leiterin mit einem neuen Team das am Boden liegende Theaterfestival Basel wieder aus der Versenkung geholt und für ein packendes Fest der Bühnenkunst gesorgt.

Am 27. August fällt der Startschuss zur zweiten Auflage. Und aus den Vorschusslorbeeren, die 2012 für volle Zuschauerreihen gesorgt hatten, ist nun das auf gute Erfahrungen fussende Vertrauen erwachsen, dass es auf den Bühnen der Kaserne Basel, des Jungen Theaters Basel, des Theaters Roxy in Birsfelden und des Theaters Basel etwas zu erleben gibt, das nachhallt.

Natürlich gibt es die schillernden Namen, die als Zugpferde dienen. Musiktheatermacher Heiner Goebbels gehört dazu. Er wird mit dem gefeierten Projekt «When the

mountain changed its clothing» das Festival eröffnen. Da ist auch der einheimische Regisseur Sebastian Nübling, der mit einer Produktion des Berliner Maxim Gorki Theaters nach Basel reist. Oder die kanadische Startänzerin Louise Lecavalier, die zur Musik des türkischstämmigen Musikers Mercan Dede über die Bühne wirbeln wird.

Daneben stehen viele Positionen auf dem Programm, die man hierzulande noch nicht kennt. Die aber die Neugierde wecken, weil sie mit einem spektakulären und faszinierenden Plot aufwarten. Von denen man sich angezogen fühlt, weil man im Vertrauen auf die Programmverantwortlichen vielleicht darauf spekuliert, einer herausragenden Neuentdeckung beizuwohnen. Zum Beispiel beim hintergründigen Holocaust-Märchen «Ganesh Versus the Third Reich» des australischen Back to Back Theatre.

Das Festival ermöglicht überdies einen Einblick in eine Theaterszene, mit der man

hierzulande wenig vertraut ist. Mit Amir Reza Koohestani und seiner Mehr Theatre Group aus Teheran sind Theaterleute aus einem Land zu Gast, in dem sie sich bei ihrer Arbeit nicht so selbstverständlich auf die Freiheit der Kunst verlassen können. Ein Podium und ein Filmprogramm ergänzen den kleinen Schwerpunkt Iran im Programm.

Ansonsten haben die Programmverantwortlichen auf ein übergeordnetes Motto verzichtet. Wer dennoch danach sucht, stösst vielleicht auf Frauenpower. Oder ganz einfach auf berührendes, politisches, amüsantes und aufwühlendes Theater aus allen Sparten. Und auf ein Theater, das entgegen den im Trend liegenden Ausflügen in den virtuellen oder öffentlichen Raum vornehmlich dort zu Hause ist, wo es traditionellerweise angesiedelt ist: auf der klassischen Theaterbühne.

tageswoche.ch/+ia4zj

x

Theaterfestival Basel, 27.8. bis 7.9. 2014.

Ines Goldbach, Direktorin am Kunsthaus BL, will die Sammlung des Kunstvereins BL zugänglicher machen

Ans Licht!

von Karen N. Gerig

Wie umgehen mit Sammlungen? Diese Frage stellt sich aktuell Ines Goldbach, Direktorin am Kunsthaus Basel, in gleich drei Ausstellungen, die sie unter dem Titel «Collecting» zusammenfasst. Da ist einerseits das Projekt des Wiener Gestaltungstrios Breaded Escalope, das Erinnerungsstücke der Basler Bevölkerung zu Möbelstücken zusammengefügt hat. Da sind weiter drei multimediale Installationen von Manon Bellet, Sonja Feldmeier, und Alex Silber, die ihren Ursprung in der Sammlung Neue Medien Baselland namens «dotMov.bl» haben. Und da ist drittens der kleinste Teil, eine Präsentation von Werken aus der hauseigenen Sammlung.

Dass das Kunsthaus Baselland über eine Sammlung verfügt, ist wahrscheinlich nicht allen bekannt. Noch weniger Leute wissen wohl, dass sich die Sammlung in den Räumlichkeiten des Kunsthauses selber befindet. Denn seit der Kunstverein Baselland sich mit dem Haus an der Birs einen fixen Ausstellungsort beschaffte, stellte er seine Sammlungstätigkeit ein. Das war im Jahr 1997. Seither wurden aus der Sammlung keine Ausstellungen mehr bestückt, die Werke verschwanden aus der öffentlichen Wahrnehmung.

Ines Goldbach wollte dies ändern. Sie hat seit ihrem Antritt vor rund einem Jahr die Sammlung kontinuierlich gesichtet. Knapp 200 Werke sind es, die in einem Depot im Untergeschoss ihr Dasein fristen, das meiste davon Gemälde.

Konzentrierte Schau

1944 hatte der Kunstverein mit dem Sammeln begonnen, im Jahr seiner Gründung, als er sich noch den Namen «Basellandschaftliche Kunstvereinigung» gab. Als Vereinszweck wurde die Förderung einheimischen Schaffens formuliert – durch Ausstellungen einerseits, aber eben auch durch Ankäufe. Zeitgenössische und repräsentative Werke von regionalen Künstlern fanden ihren Weg in diese Kollektion; nicht nur Baselbieter Kunst, sondern auch solche aus den Nachbarkantonen. Und manch ein Künstler oder eine Künstlerin findet sich darunter, der oder die heute noch tätig ist.

Ein paar dieser Werke hat Goldbach nun für ihre kleine, konzentrierte Schau innerhalb des Ausstellungskomplexes «Collec-

ting» ausgesucht. Von Gido Wiederkehr zum Beispiel eine grossformatige Gouache oder ein Werk auf Papier von Marius Rappo, Zeichnungen von Max Grauli und Dorothea Erny, eine Fotografie von Tobias Madörin oder eine Radierung von Simone Berger. Fast alles sind es Werke aus den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts, und es sind feine Arbeiten, die nichts von ihrer Aktualität verloren haben und von Goldbach geschickt ausgewählt wurden.

«Die Qualität der Arbeiten ist von einem heutigen Standpunkt aus betrachtet sehr unterschiedlich», erklärt Goldbach. Darin sieht sie aber nicht das Hauptproblem im Umgang damit, sondern in der Art und Weise dieses Umgangs selbst. «Wie mache ich diese Sammlung sichtbar?», laute für sie die Frage – auch wenn dazu keine Verpflichtung besteht.

«Ich sehe es als Teil des Kulturauftrages an, diese Kunst zugänglich zu machen», erklärt Goldbach. «Und das ist sie nicht, wenn sie in einem Depot lagert.» Die aktuelle Ausstellung sei für sie ein Ausprobieren. Erst in einem Ausstellungskontext könne man auch anfangen, Bewertungsfragen zu stellen.

Ihre Fragen zielen aber über die Gegenwart hinaus. Es sei zwar kein Budget für Ankäufe vorhanden, doch auch heute noch kämen manchmal Anfragen von Kunstschaufenden, ob eine Sammlung existiere und sie etwas hinterlassen oder schenken könnten. Diesen würde sie gerne eine befriedigende Antwort geben, sagt Goldbach: «Es bräuhete deshalb klare Richtlinien und eine vernünftige Sammlungspolitik.» Dazu gehöre vielleicht sogar die Frage, ob es Sinn machen würde, Teile der bestehenden Sammlung in andere Sammlungen zu integrieren.

tageswoche.ch/+ceahz

×

ANZEIGE

Publikumsveranstaltung
Mittwoch, 27. August 2014
19.30 Uhr
Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30, Basel

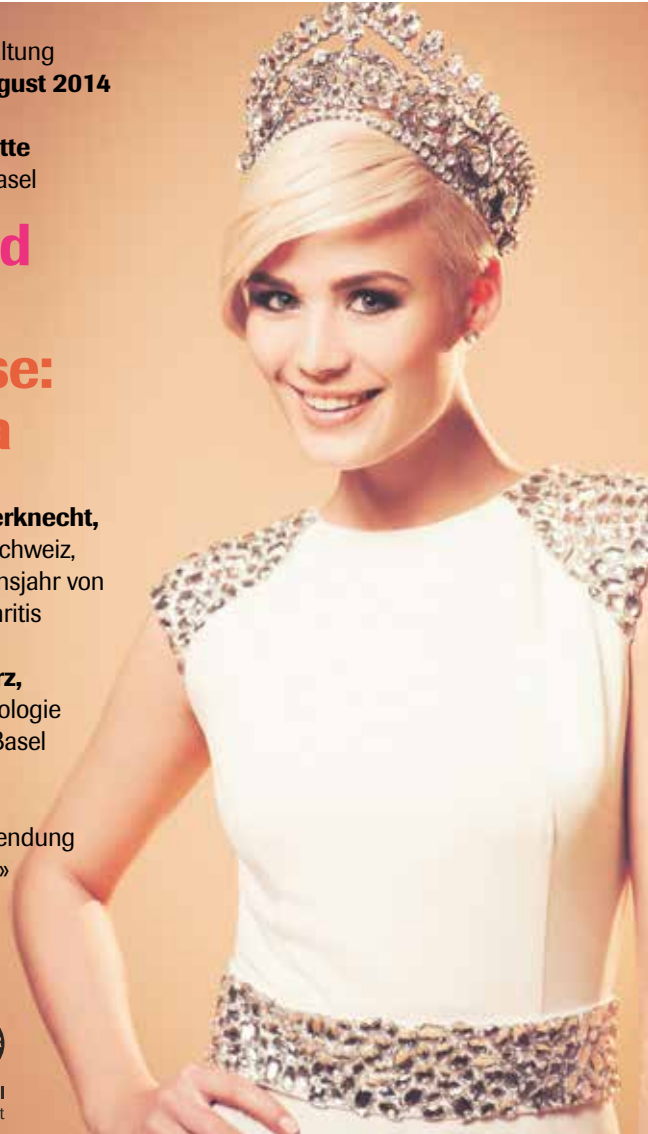
Jung und schön. Diagnose: Rheuma

Gespräch mit
Dominique Rinderknecht,
amtierende Miss Schweiz,
seit ihrem 17. Lebensjahr von
Rheumatoider Arthritis
betroffen und
Prof. Diego Kyburz,
Chefarzt, Rheumatologie
Universitätsspital Basel
Moderation:
Dr. Jeanne Fürst,
Moderatorin der Sendung
«Gesundheit heute»
auf SRF

Freier Eintritt



Rheumaliga beider Basel
Bewusst bewegt



Kinoprogramm

Basel und Region 22. bis 28. August

ANZEIGEN

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE
GAUMEN- UND FILMGENUSS
GETRÄNKE A DISCRETION
Öffnung Ciné Deluxe: 19.45 Uhr
Filmstart: 20.15 Uhr

PATHE!

FILM «SEX TAPE» | 12. SEPTEMBER IM PATHE KÜCHLIN

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF}
p.P

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind demnächst an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

pathe.ch/basel

BAFICI
CINEMA INTERNATIONAL
CINEMA INTERNATIONAL

„Der Engländer des Tango ist ein großer Musikant. Die Engländer sind auch die Engländer, die sich nicht scheuen, ihre eigenen Gedanken in die Hände zu legen.“

AB 18 JAHRE

MITTSOMMERNACHTS TANGO

jetzt im kult.kino
ATELIER

mit Peter Koch
VIVIANE BLUMENSCHEN

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **LUCY** [16/14 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- **THE EXPENDABLES 3** [14/12 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **MITTSOMMERNACHTS-TANGO** [10/8 J]
14.00/19.30^{Ov/d/f}
- **TIGER & TATTOOS** [0/0 J]
14.15^{Dialekt}
- **WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
14.45/19.00/21.00^D
- **MAPS TO THE STARS** [16/14 J]
15.15/20.50^{E/d}
- **AIMER, BOIRE ET CHANTER** [8/6 J]
15.30^{F/d}
- **MOLIÈRE À BICYCLETTE** [10/8 J]
16.45^{F/d}
- **BOYHOOD** [10/8 J]
17.40^{E/d/f}
- **FASCINATING INDIA** [0/0 J]
17.45–SO: 12.15^D
- **UNDER THE SKIN** [16/14 J]
21.15^{E/d}
- **NEULAND** [6/4 J]
SO: 12.20^{D/d/f}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DIE GELIEBTEN SCHWESTERN** [10/8 J]
15.15/20.00^D
- **JIMMY'S HALL** [12/10 J]
16.00/18.15/20.30^{E/d/f}
- **THE WAY HE LOOKS** [12/10 J]
18.00^{Ov/d/f}
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J]
SO: 13.30^{D/d/f}
- **LA BELLE VIE** [16/14 J]
SO: 14.00^{F/d}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **FADING GIGOLO** [14/12 J]
16.30/18.30/20.30^{E/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- KEINE VORSTELLUNGEN

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **22 JUMP STREET** [12/10 J]
12.45–FR/MO/DI: 15.10 FR/DI: 17.40–
FR: 22.45 SA-MO/MI: 20.10–DI: 20.15^D
FR: 20.10–SA-MO/MI: 17.40 SA: 22.45^{E/d}
- **LUCY** [16/14 J]
12.45/14.45–FR/DI: 18.45 FR: 22.50–
SA: 10.45 SA-MO/MI: 16.45 SA-MO/MI: 20.45^D
FR/DI: 16.45–FR/DI: 20.45 SA-MO/MI: 18.45–
SA: 22.50 SO: 10.45^{E/d/f}
- **THE HUNDRED FOOT JOURNEY** [6/4 J]
12.45/15.15–FR/DI: 20.15 SA-MO/MI: 17.45
DI: 20.15 (Ladies Night)^D FR/DI: 17.45–
SA-MO/MI: 20.15^{E/d/f}
- **PLANET DER AFFEN - REVOLUTION - 3D** [12/10 J]
15.30–FR/MO/DI: 12.45 FR/DI: 20.50–
SA-MO/MI: 18.10 SA: 23.30^D
FR/DI: 18.10–FR: 23.30 SA-MO/MI: 20.50^{E/d/f}
- **MAPS TO THE STARS** [16/14 J]
13.00/15.30/18.00/20.30 FR/SA: 23.00–
SA/SO: 10.30^{E/d/f}
- **STORM HUNTERS** [12/10 J]
13.00/15.00–FR/DI: 21.00 SA-MO/MI: 17.00–
SA: 23.00^D FR/DI: 17.00–FR: 23.00
SA-MO/MI: 21.00^{E/d/f}
- **THE EXPENDABLES 3** [14/12 J]
15.45–FR/MO/DI: 13.00 FR/DI: 18.30–
FR: 23.50 SA: 10.20–SA-MO/MI: 21.10^D
FR/DI: 21.10–SA-MO/MI: 18.30 SA: 23.50–SO: 10.20^{E/d/f}
- **TRANSFORMERS: AGE OF EXTINCTION - 3D** [14/12 J]
17.00–FR/MO/DI: 13.30^D
- **FADING GIGOLO** [14/12 J]
19.00–SA/SO: 11.00^{E/d/f}
- **THE PURGE: ANARCHY** [16/14 J]
FR-MO/MI: 20.15–FR/SA: 22.30^D
- **THE RAID 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.45^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
SA/SO: 10.15^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.30 SA/SO/MI: 12.45/15.10^D
SA/SO: 11.10^{E/d/f}
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
SA/SO: 10.30^D

- **PLANES - IMMER IM EINSATZ** [6/4 J] 42

- **PLANES - IMMER IM EINSATZ - 3D** [6/4 J]
SA/SO/MI: 13.10^D
SA/SO/MI: 14.30^D

PATHE PLAZA

Steinitorstr. 8 pathe.ch

- **STEP UP ALL IN - 3D** [8/6 J]
13.00/15.30–FR/DI: 18.00 SA-MO/MI: 20.30^D
FR/DI: 20.30–SA-MO/MI: 18.00^{E/d/f}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
14.00^D
- **THE HUNDRED FOOT JOURNEY** [6/4 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- **STORM HUNTERS** [12/10 J]
17.00/20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **JEZEBEL** [16/14 J]
FR: 18.30^{E/d}
- **LA DANZA DE LA REALIDAD** [16/14 J]
FR: 21.00–SO: 17.30^{Sp/d}
- **DEAD END** [12/10 J]
SA: 15.15–MO: 18.30^{E/d}
- **MONTANA SACRA** [12/10 J]
SA: 17.30^{E/d}
- **ROMAN HOLIDAY** [12/10 J]
SA: 20.00–SO: 15.15^{E/d/f}
- **EL TOPO** [12/10 J]
SA: 22.15^{Sp/d}
- **DODSWORTH** [12/10 J]
SO: 13.15^{E/d}
- **THE BEST YEARS OF OUR LIVES** [12/10 J]
SO: 20.00^{E/d}
- **VIVA LA MUERTE - ES LEBE DER TOD** [12/10 J]
MO: 21.00^{F/d}
- **PODIUMSGESPRÄCH MIT TERRY ZWIGOFF** [12/10 J]
DI: 17.00
- **LOUIE BLUIE** [12/10 J]
DI: 19.30^{E/d}
In Anwesenheit von Terry Zwigoff
- **THE HEIRESS** [12/10 J]
MI: 18.30^{E/d}
- **ART SCHOOL CONFIDENTIAL** [12/10 J]
MI: 21.00^{E/d}
In Anwesenheit von Terry Zwigoff

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J]
15.00/17.30/20.00^{E/d/f}

FRICK

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **LUCY** [16/14 J]
FR-MO/MI: 20.15^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^D
- **STEP UP ALL IN - 3D** [8/6 J]
SA/SO/MI: 17.30^D

LIESTAL

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **THE EXPENDABLES 3** [14/12 J]
20.15^D
- **PLANES - IMMER IM EINSATZ - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 13.30^D
- **PLANES - IMMER IM EINSATZ** [6/4 J]
MI: 13.30^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 15.30^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
MI: 15.30^D
- **STEP UP ALL IN - 3D** [8/6 J]
SA/SO/MI: 17.45^D
- **STEP UP ALL IN** [8/6 J]
MI: 17.45^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **DIE GELIEBTEN SCHWESTERN** [10 J]
FR/MO: 17.30^D
- **WIR SIND DIE NEUEN** [14 J]
20.15^D

SISSACH

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **STEP UP ALL IN** [8/6 J]
18.00^D
- **THE HUNDRED FOOT JOURNEY** [6/4 J]
20.30^{E/d/f}
- **PLANES - IMMER IM EINSATZ** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^D



IN DIESER WOCHE: DO IT YOUR SELFIE.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 34;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Brunì (Produzent),
Yen Duong, Daniel Faulhaber
(Praktikant), Karen N. Gerig,
Simon Jäggi, Christoph

Kieslich, Valentin Kimstedt,
Marc Krebs, Hannes Nüsseler
(Produzent), Matthias Oppliger,
Florian Raz, Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler, Dominique
Thommen

Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neumediengasse.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller, Hana
Spada, Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Das Stadtkino Basel zeigte eine Retrospektive mit den Filmen von William Wyler, darunter sein grösstes Werk: «Ben Hur».

von Andreas Schneitter

Alles ist gross an diesem Film, selbst die marmornen, wuchtig übereinandergestapelten Buchstaben seines Titels auf dem Filmplakat – «Ben Hur». Schon die Romanvorlage von Lew Wallace war ein kolossaler Erfolg und nach der Bibel das am meisten gedruckte Buch im 19. Jahrhundert. Zweimal wurde der Stoff fürs Kino umgesetzt, 1925 als teuerster Stummfilm seiner Zeit, 1959 dann auch in Farbe.

An beiden Filmen war William Wyler beteiligt, 1925 als Regieassistent, 1959 führte er selbst Regie. Kein anderes Werk prägte die Ära des Monumentalfilms stärker als Wylers «Ben Hur». Das Epos erzählt die

homoerotisch aufgeladene Geschichte einer Männerfreundschaft zwischen dem Titelhelden, dem jüdischen Adligen Judah Ben Hur (Charlton Heston), und dessen Jugendfreund, dem römischen Offizier Messala.

Mancher pathetische Händedruck, manches geschwollene Wort um Ehre und männliche Ideale begleiten diese Freundschaft, die schliesslich in Verrat und Rache mündet. Aber die Geschichte ist eingebettet in ein weit grösseres Heilsgeschehen: Jesus Christus war geboren.

Während seiner Marter als Galeerensklave begegnet Ben Hur dem Messias, und am Ende wohnt er – mittlerweile von einem römischen Feldherrn adoptiert und in die gute Gesellschaft des Imperiums auf-

genommen – der Bergpredigt und der Kreuzigung des Gesalbten bei. Als früher Konvertit empfängt er die frohe Botschaft, die da heisst: Vergib deinen Feinden.

Legendäres Wagenrennen

«Ben Hur» verbindet religiösen Kitsch mit krachendem Filmspektakel, wie es Hollywood bisher nicht gesehen hatte und die folgenden Jahre im Monumentalfilm noch mehrmals erfolgreich rezykliert sollte. Dass «Ben Hur» bis heute als Klassiker des Genres überdauert hat und noch jüngere Revivals des Sandalenfilms wie Ridley Scotts «Gladiator» inspirierte, liegt an den gewaltigen Dimensionen von Wylers Werk.

Allein das legendäre und mehrfach kopierte Wagenrennen in der römischen Arena zu Jerusalem verschlang ein Achtel des Budgets und fünf Wochen Drehzeit, ausserdem schöpfte Wyler hier erstmals in der Filmgeschichte die fortan beliebten Möglichkeiten der Bluescreen-Technik aus. Dazu kamen über eine Million Requisiten, 50 nachgebaute Galeeren, 40 000 Tonnen Mittelmeersand und 50 000 Statisten.

Die Kosten waren schwindelerregend, der Lohn jedoch gross: 11 Oscars erhielt dieser fast vierstündige Koloss, eine Zahl, die erst Jahrzehnte später von «Titanic» und dem dritten Teil der «Lord of the Rings»-Reihe wieder erreicht wurde.

tageswoche.ch/+8vufl

Regisseur William Wyler blieb bis zu seinem Tod Schweizer Staatsbürger.



William Wyler

«Ben Hur» ist sein bekanntester Film, daneben hat sich William Wyler jedoch erfolgreich in den verschiedensten Genres versucht: Western und Gangsterfilme, Melodramen und Komödien, Dokumentar- und Kriegsfilm und ein Musical. Eine Auswahl davon zeigt das Stadtkino Basel die kommenden Wochen.

Wyler wurde 1902 als Sohn eines jüdischen Herrenausstatters geboren. Sein Geburtsort war Mülhausen, sein Heimatort lag jedoch im aargauischen Endingen – einem der beiden schweizerischen «Judendörfer», in denen Schweizer Juden bis 1848 die Niederlassung erlaubte war.

Über Lausanne und Paris kam Wyler nach Kalifornien, wo er als Filmemacher lebte und arbeitete, seine Schweizer Staatsbürgerschaft behielt er jedoch bis zum Tod. Er starb 1981 an Herzversagen.

Ein barocker Dom und das perfekte Naherholungsgebiet, die Ermitage: Arlesheim ist ein lohnendes Ausflugsziel.

von Felix Keller

Einmal im Leben sollte man ein Wochenende im schönsten Dorf des Kantons Baselland verbringen. Arlesheim, zwischen der Birs und dem Gempfen gelegen, schmiegt sich an dessen Flanke. Mitten im Dorf liegt die Tramstation, die man mit dem 10er bequem in 20 Minuten vom Hauptbahnhof Basel erreicht.

Am Samstagmorgen sind die Arlesheimer rund um den historischen Dorfkern am Einkaufen. Mein kurzer Fussmarsch führt mich in ein Restaurant direkt neben dem Dorfbrunnen. Hier lässt sich die Bevölkerung unter einer Linde in entspannter Atmosphäre bei Kaffee und Kuchen beobachten. Das Angebot der über 9000-Seelen-Gemeinde ist vielfältig. Im Dorfkern kann man alles einkaufen, was das Herz begehrt.

Nichts erinnert daran, dass Arlesheim im Dreissigjährigen Krieg verwüstet und geplündert wurde und dabei fast verarmte. Es gehörte während 22 Jahren zu Frankreich und erlebte Aufstieg und Niedergang des grossen Kaisers Napoleon I. Der Dorfkern wird durch den Dom überragt. Er wurde vor über 300 Jahren gebaut und wird derzeit renoviert.

Spazieren in der Ermitage

Der Domplatz bietet für viele Hochzeitspärchen das ideale Sujet, den schönsten Tag im Leben zu verewigen. Arlesheim ist Bezirkshauptort, dank der Bürger, die sich 1832 für die Kantonstrennung eingesetzt hatten. Unweit des Doms bietet das Museum Trotte den Künstlern von Arlesheim ein Plattform. Eine Wandertafel zeigt den Weg zur Ermitage, dem englischen Garten von Arlesheim, der von der Schlossruine Birseck überragt wird. Sie bildet ein perfektes Ausflugsziel für Familien aus der Region.

In der Klause empfängt seit Juni der restaurierte Waldbruder – eine Art Figurine – seine Gäste. Tiere und Pflanzen in der Ermitage zeigen kurz vor dem Eindunkeln ihr Sommerkleid. Der Mensch wird in den Stunden der Dämmerung zur Randfigur. Da ein Liebespärchen bei seinem Turtelenspiel, dort ein Jogger, der fast sanft über den Weg gleitet.

Im Teich durchbrechen die Frösche mit ihrem markdurchdringenden Quaken die Stille der Dunkelheit. In einer warmen Sommernacht übernehmen die Hirschkäfer das Luftkommando. Sie sind auf der Suche nach Weibchen und sterben wegen des intensiven Liebeslebens nach sechs bis acht Wochen an Überanstrengung. Vereinzelt sind Glühwürmchen zu sehen, die mit

ihrem grellen Licht die fliegenden Männchen anlocken.

Nach einer kurzen Nacht glänzt hoch über Arlesheim die Burg Reichenstein in der sonntäglichen Morgensonne. Der Weg zur Burg zu Fuss ist steil und beschwerlich. Als Belohnung eröffnet sich vom Rittersaal aus eine traumhafte Aussicht über das Birs-tal, die Vogesen bis in den Schwarzwald.

Genussvoll lassen wir das Wochenende mit einem schmackhaften Stück Kuchen im lauschigen Garten des Cafés der Klinik Arlesheim ausklingen. 1921 gründete Ita Wegman diese Klinik. Gemeinsam mit Rudolf Steiner trug sie von hier die anthroposophische Medizin in die Welt hinaus.

tageswoche.ch/+tkju2

x

Der Dom: Nach 300 Jahren wird er derzeit renoviert.

FOTO: W. SOJKA

Anreisen

Mit dem 10er-Tram in 20 Minuten vom Bahnhof Basel SBB bis zur Tramstation Arlesheim Dorf.

Anschauen

Museum Trotte Haus für Kultur und Begegnung mit lokalen Künstlern, Ermitagestrasse 19.

Anbeissen

Garten des Café-Restaurants Ita Wegman – ein Ort zum Verweilen, Erholen und Geniessen.

Ausschlafen

Gasthaus zum Stärne. Günstig und gepflegt übernachten. Ermitagestrasse 1, fünf Minuten von der Tramstation Arlesheim Dorf. staerne@werkstar.ch.



Mit oder ohne Turm? 1899 sorgte der Erweiterungsbau des Basler Rathauses für viel Gesprächsstoff.

von Martin Stohler

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte Basel ein rasantes Wachstum. In der Folge wurde es Regierung und Verwaltung im alten Rathaus zu eng. Zudem entsprach auch der Grossratssaal nicht mehr den Bedürfnissen der neuen Zeit. Ein Erweiterungsbau sollte Abhilfe schaffen.

Als Sieger einer «allgemeinen Ideenkonkurrenz», die im Januar 1896 stattfand, erhielt die Basler Architektenfirma E. Vischer & Fueter den Auftrag zur Ausarbeitung eines definitiven Projekts. Dieses genehmigte der Grosse Rat im Sommer 1897.

Zur Umsetzung des Vorhabens bemerkten die Architekten in einem Beitrag in der «Schweizerischen Bauzeitung»: «Die Ausführung musste mit Rücksicht auf die Unterbringung der im bestehenden Gebäude befindlichen Verwaltung successive erfolgen.»

So wurde zunächst von Frühjahr bis Herbst 1898 das Archivgebäude an der Martinsgasse gebaut. Parallel hatten die Architekten die Pläne für das am Markt gelegene Rathaus auszuarbeiten. Dabei erfuhr «das Bauprogramm insofern eine Erweiterung, als nun auch das Finanzdepartement im Rathaus untergebracht werden sollte».

Autoritäre Wucht

Die überarbeiteten Pläne sorgten am 23. März 1899 im Grossen Rat für heftige Diskussionen. Stein des Anstosses war nicht zuletzt der geplante Rathauturm. In der Schlussabstimmung wurde das Projekt aber mit 54 zu 20 Stimmen angenommen. Die Opposition gab sich damit nicht geschlagen, sondern ergriff das Referendum.

Im Abstimmungskampf warben die Gegner für ein Nein, damit der erweiterte Marktplatz «nicht durch falsche Stellung eines schweren Turmkolosses auf ewige Zeiten aus dem Gleichgewicht geraten werde» und damit nicht «durch die autoritäre Wucht der Anbauten die Wirkung der alten Rathausfassade und damit des ganzen Gebäudes erdrückt werde».

Die Befürworter hielten dem entgegen: «Während die Nützlichkeit und Zweckmässigkeit für den Anbau links die grössere Höhe bedingt gegenüber dem alten Baue, so entspricht durchaus dem Schönheitsgefühl als Gegengewicht der Turm auf der anderen Seite. Und wie vortrefflich werden mit dieser Vorlage wuchtige Zweige unserer kantonalen Verwaltung endlich einmal an passendem Orte untergebracht.»

Die Gegner konnten wie schon im Grossen Rat so auch bei der Volksabstimmung vom 18. Juni 1899 keine Mehrheit auf ihre Seite ziehen. Mit 3524 zu 2416 Stimmen nahmen die Stimmbürger die Vorlage klar an.

Die «Basler Nachrichten» sahen in der deutlichen Zustimmung «ein für viele überraschendes Resultat». Offenbar habe sich, «in den letzten Tagen noch ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu gunsten des Regierungsprojektes vollzogen, wozu die zahlreichen Ausstellungen von Plänen und Zeichnungen, die ruhig betrachtet werden konnten, wohl das meiste beigetragen haben mögen, während die öffentliche Diskussion einen teilweise gereizten Ton annahm und die Klärung der Meinungen wenig förderte.»

Damit Sie, liebe Leserin, lieber Leser, eine Vergleichsmöglichkeit haben und Ihr

eigenes Urteil bilden können, haben wir eine historische Fotografie ausgewählt, die das Basler Rathaus vor dem Umbau zeigt. Entstanden ist sie laut Angaben des Staatsarchivs Basel um 1868.

Auf der Fotografie ist das Vorderhaus des Rathauses mit seinen drei Arkaden und der vorderen Kanzlei zu sehen. Das anschliessende Haus wird einem neuen Flügel weichen müssen, das Haus rechts wird dem Rathauturm Platz machen. ×

Eine ausführliche Version dieses Beitrags finden Sie online unter: tageswoche.ch/+wtntp

Vor der Erweiterung: Das Basler Rathaus um 1868. FOTO: STAATSARCHIV BASEL/ AL 45 2-18-2





Innovation
that excites

DER NEUE NISSAN X-TRAIL. ABENTEUERHUNGRIG.

NISSAN X-TRAIL VISIA 4x2
1.6 l dCi, 130 PS (96 kW)

Ab Fr. 31 390.-¹

- Tempomat
- CHASSIS CONTROL
- Bluetooth®-Schnittstelle
- Einparkhilfe vorne und hinten
- Kofferraumvolumen bis 1982 l
- inkl. 3.9% Leasing
- auch als 4x4 verfügbar
(ab ACENTA-Ausstattung)



NISSAN X-TRAIL, Gesamtverbrauch l/100 km: 4.9; CO₂-Emissionen: 129 g/km; Energieeffiz.-Kat.: B. ø aller Neuwagen: 148 g/km. Benzinäquivalent: 5.2 l/100 km. Abgebildetes Modell: NISSAN X-TRAIL TEKNA 4x2, 1.6 l dCi, 130 PS (96 kW), Katalogpreis Fr. 41 800.-. ¹NISSAN X-TRAIL VISIA 4x2, 1.6 l dCi, 130 PS (96 kW), Katalogpreis Fr. 32 900.-, abzgl. Kundenvorteil Fr. 1510.-, Nettopreis Fr. 31 390.-. Gültig nur für Privatkunden bis 30.9.2014 oder auf Widerruf. Bei allen teilnehmenden NISSAN Händlern.

Basel	Garage Keigel, Hochstrasse 48	061 565 11 11
Frenkendorf	Garage Keigel, Rheinstrasse 69	061 565 12 21
Binningen	Gorenmatt Garage AG, Bottmingerstrasse 47	061 422 13 00
Arlesheim	Garage Faller AG, Birseckstrasse 9	061 701 21 21
Möhlin	Vasellari AG, Bienenweg 10	061 855 96 00
Zwingen	Garage Müller AG, Baselstrasse 31	061 761 60 75

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE

14 / 18 DIE SCHWEIZ UND DER GROSSE KRIEG

WIE DER KRIEG

DIE SCHWEIZ VERÄNDERTE

23. August 2014 - 15. Februar 2015

Eine Ausstellung des Vereins

«Die Schweiz im Ersten Weltkrieg»

www.ersterweltkrieg.ch

Di-So 10-17h

hmb

Museum für Geschichte

BARFÜSSERKIRCHE / BASEL

www.hmb.ch

